



DAS JOHANNEUM

Magazin des Vereins der ehemaligen Schüler der Gelehrtenschule des Johanneums e.V.

Zwischen Konstruktion und Reduktion

Die Sammlung Hupertz

Zur Situation der Kirchen
Krise oder Ende?

Johanniter im Ausland
Terror in Paris und Nahost

Flüchtlingskrise
Grenzerfahrungen

Liebe Ehemalige,

als aufmerksame Leser des „Johanneum“ werden Sie festgestellt haben, dass wir es uns in den letzten Ausgaben zum Konzept gemacht haben, Ehemalige zu porträtieren. Diesmal sind es besonders viele. Ging es im letzten Heft um den Maler Thomas Herbst, der im Hamburger Jenisch-Haus ausgestellt wurde, so geht es diesmal um den Sammler **Stephan Hupertz** (abit. 1959), der zusammen mit seiner Frau Birgit seit vielen Jahren Konkrete Kunst sammelt. Über 600 Objekte sind im Laufe eines halben Jahrhunderts zusammengekommen – in Hamburg und auch darüber hinaus einmalig (S. 10). Das Pendant dazu bildet **Hans Kurig** (praec. olim). Während Hupertz Bilder sammelt, liebt Kurig Bücher – er ist ein wahrer Bibliophiler. Die Bibliotheca Johannei, die er seit Jahren mit Rat und Tat begleitet, ist ihm zu großem Dank verpflichtet (S. 23).

Dass sich die **Welt rapide verändert**, spüren wir gerade in diesen Monaten alle. Die ehemaligen Johanniter Gregor Siefer (abit. 1947) und Ulf Laessing (abit. 1989) – der eine Soziologe, der andere Auslandskorrespondent – beide qua Profession hellwache Beobachter, helfen uns bei der Einordnung der Zeitläufte (S. 13 und 18). Je nachdem, wo im Ausland man lebt, verändert sich der Blick auf die Welt: Wer das vergangene Jahr in Paris verbracht hat, entwickelt ein anderes Lebensgefühl als der, der fernab von europäischen Krisen, bei den „Kiwis“ nämlich, lebt (S. 21 und 28).

In diesem Jahr – genauer: am 14. April – wird unser **Ehemaligenverein 90 Jahre alt**. Das Layout unserer Zeitschrift mag sich

zwar im Laufe der Jahrzehnte geändert haben, aber das Ziel des Vereins bleibt doch dasselbe. Etwas pathetisch, gleichwohl immer noch richtig hieß es auf der Gründungsversammlung im Jahr 1926: „Die neue Vereinigung ist dazu berufen – neben der Festigung der Bande zwischen ehemaligen Gelehrtschülern und ihrer Bildungsstätte – der Verteidigung und Wahrung des humanistischen Gedankens zu dienen.“ Der Vereinsvorsitzende erläutert, wo der Ehemaligenverein heute steht und wo weitere Entwicklungschancen liegen könnten. (S. 4)

Die Rubrik „**Lebenswandel**“ ist diesmal besonders gut gefüllt. Wir wissen natürlich, dass die Seiten, die Neues über ehemalige Mitschülerinnen und Mitschüler bringen, meist als erstes aufgeschlagen und mit großer Neugierde gelesen werden. Vielleicht ein Anlass, alte Kontakte aufzufrischen und zum Handy zu greifen? (S. 35)

Der jüngste **Relaunch** unserer Zeitschrift hat viel Zustimmung erfahren: „Ein Blatt, das zum Lesen anregt“, hieß es öfter. Das positive Echo ermutigt uns, auf dem eingeschlagenen Weg weiterzugehen. Frisch, aktuell und farbig – so soll das „Johanneum“ sein und bleiben.

Herzliche Grüße aus Hamburg

hw


Dr. Nikolaus Schrader (abit. 1983), Vorsitzender des Vereins der Ehemaligen der Gelehrtenschule des Johanneums.



Kunstsammler

Titel

Zwischen Konstruktion und Reduktion – Die Sammlung Hupertz S. 10

Bestandsaufnahme

Nikolaus Schrader zu 90 Jahre Johanniterverein S. 4



Religionssoziologe

Magazin

Nachrichten aus alter und neuer Welt S. 7

Gespräch

Krise oder Ende? – Gregor Siefer zur Situation der Kirchen S. 13

Flüchtlinge

Grenzerfahrungen – Ein Zwischenruf von Albert Schäfer S. 16



Bootsflüchtlinge

Ausland

Arabisch-afrikanische Erfahrungen – Korrespondent Ulf Laessing S. 18

Paris nach den Attentaten – Zwei Johanniter berichten S. 21

Ganz weit weg – Wolfram Just lebt bei den „Kiwis“ S. 28

Bibliothek

Hans Kurig oder Die Liebe zu den Büchern S. 23



Auslands-
korrespondent

Umbenennung

Keine Max-Nonne-Straße mehr in Langenhorn S. 26

Was macht eigentlich ...

Hausmeister Hubert Aepler S. 30

Werkschau

Aus der Ehemaligenproduktion S. 32



Bücherfreund

Lebenswandel

Private & berufliche Veränderungen S. 35

Abschied

Verstorbene Ehemalige S. 39

Impressum

Redaktion & Verein S. 27

90 Jahre Johanniter- verein

GESPRÄCH MIT
NIKOLAUS SCHRADER



Am 14. April wird der Verein der Ehemaligen des Johanneums 90 Jahre alt. Eine gute Gelegenheit, zurückzublicken und zu überlegen, wo der Verein heute steht. Dr. Nikolaus Schrader, der Vereinsvorsitzende (oder „Erste Vorsitzende“, wie es noch in der Vereinssatzung heißt), macht sich im Gespräch mit dem Redakteur dieser Zeitschrift Gedanken dazu.

Frage: Wenn Sie zurückblicken auf 90 Jahre Vereinsgeschichte: Ist es eine Erfolgsgeschichte?

Nikolaus Schrader: Ich kann nur auf die letzten 25 Jahre, also meine aktive Zeit im Vorstand, zurückblicken; darüber weiß ich natürlich genau Bescheid. Seit seiner Gründung 1926 bis zum Zweiten Weltkrieg war der Verein zweifellos ein ganz wichtiger Teil der Schule; dessen Organ, die Zeitschrift „Das Johanneum“, war das gemeinsame Sprachrohr von Schule und Verein. Und so ist es auch noch viele Jahre nach Kriegsende geblieben. Heute gehen Schule und Verein kommunikativ getrennte Wege: „Das Johanneum“ ist die Mitgliederzeitschrift des Vereins, während die Schule – übrigens unterstützt durch den Ehemaligenverein – die Schulchronik „Res Gestae“ publiziert. Die Kommunikationsformen haben sich aber auch gegenüber früheren Zeiten entscheidend geändert; sie sind schneller und direkter geworden. Der Unterschied zu den 70er, 80er und 90er Jahren ist wohl, dass die Abstimmung zwischen Vorstand – und hier vor allem seinem Ersten Vorsitzenden – und dem jeweiligen Schulleiter so viel enger geworden ist. Dann stellt sich auch der gewünschte Erfolg ein. Ich habe gelernt: Ohne diesen engen Kontakt geht es nicht.

Voraussetzung ist natürlich immer, dass die Schulleitung diesen Kontakt auch will.

1934 hat der Verein seine Satzung geändert und das „Führerprinzip“ darin verankert; 1935 wurde der „Arierparagraph“ ergänzt, und 67 „nicht-arische“ Johanniter mussten den Verein verlassen. Die „braunen Flecken“ erschrecken Sie nicht?

Sie überraschen mich jedenfalls nicht. Das war ja ein Anpassungsverhalten, dem alle Vereine und Gruppierungen bis hin zu den großen Aktiengesellschaften in der NS-Zeit ausgesetzt waren. Der Johanniter-Verein bildete da keine Ausnahme; dem konnte man sich nicht entziehen. Andererseits bin ich froh und stolz, dass unsere Väter gleich 1946, im Zuge der Wiederbelebung der Vereins, die Satzung von nationalsozialistischen Einsprengseln befreit und sich wieder an der Gründungssatzung von 1926 orientiert haben.

Der Verein hat gegenwärtig 1.131 Mitglieder. Die Zahl der Ehemaligen, die kein Mitglied sind, beträgt 2.312. Wie erklären Sie sich diese Diskrepanz – ein Drittel Mitglieder, zwei Drittel Nicht-Mitglieder?

Das ist ein wirklicher Wermutstropfen, den Sie da ansprechen. Ich bin unsicher, ob Vereine heute überhaupt noch eine geeignete Organisationsform sind. Für die Jüngeren unter den Ehemaligen scheinen Vereine nicht mehr zeitgemäß. Früher, bis in die 60er Jahre hinein, sind die Klassen nach dem Abitur fast geschlossen in den Verein eingetreten. Das ist heute nicht mehr der Fall. Ich denke, dass hängt auch mit dem stärker ausgeprägten Individualismus zusammen. Jeder Einzelne

wählt sich genau das aus, was zu ihm passt – und was ihm einen individuellen Nutzen verspricht. Der Fitnessclub ist halt für viele attraktiver als der Ehemaligenverein, dessen Ziel eher wolkig beschrieben wird mit „Kontakt halten zur ehemaligen Schule“. Ich habe allerdings auch beobachtet, dass dieser Kontakt nach Ausbildung und Familiengründung wieder stärker wird – oder werden kann. Mit zunehmendem Alter wird man sentimentaler, Erinnerungen kommen hoch, und man versucht seiner Verbundenheit Ausdruck zu geben, eben auch durch den Eintritt in den Ehemaligenverein. Das funktioniert ganz gut. Die älteren Jahrgänge sind dadurch im Verein deutlich stärker vertreten als die jüngeren. Wie Sie wissen, melden Ehemalige vielfach ihre Sprösslinge am Johanneum an. Das ist dann häufig der Zeitpunkt, zu dem die Verbundenheit mit der Schule auch ausdrücklich durch die Mitgliedschaft „besiegelt“ wird. Abschließend: Ich glaube, dass wir, verglichen mit anderen Hamburger Ehemaligenvereinen, in einer sehr guten Position sind. Bei uns ist das Engagement für die „alte Penne“ insgesamt wohl doch einen Tick stärker.

Was plant der Vereinsvorstand konkret, um für diese junge Klientel anziehender zu werden? Will er sich neu „aufstellen“, wie man das heute nennt?

Die alten Zeiten sind definitiv vorbei. Dass es das jährliche „Winterfest“ mit Aufführungen und Tanz und den monatlichen „Bierabend“ nicht mehr gibt – Veranstaltungen, die in der Vorkriegszeit große Resonanz fanden, das bedauere ich nicht. Wir haben heute andere Angebote, ich nenne das Alumni Dinner und den Ehemaligencocktail, gut frequentiert alle beide. Wir spielen auch den Netzwerk-Gedanken stärker. Die jüngeren Ehemaligen haben zwar meist ihre eigenen Netzwerke, aber mit der Gruppe, die wir bei XING eingerichtet haben, sind wir auf dem richtigen Weg. Nicht nur dass Ehemalige so erfahren, was andere beruflich treiben, es gibt auch viele Chancen, von anderen zu profitieren. Und schließlich versuchen wir, die jüngeren Absolventen in den Verein zu „locken“. Wir führen sie ein Jahr lang als „virtuelle Mitglieder“ – unentgeltlich, aber mit allen



Die erste Ausgabe des „Johanneums“ 1927

Leistungen des Vereins. Und wenn sie dann tatsächlich eintreten, zahlen sie in den ersten sieben Jahren nur den halben Beitrag.

Vor zwei Jahren hat die Mitgliederversammlung beschlossen, den Jahresbeitrag zu erhöhen, und zwar von 30 auf 60 €. Wie ist die finanzielle Situation heute?

Unsere finanzielle Situation ist schon seit Jahren komfortabel. Wir haben ein Polster von rund 100.000 €. Aus steuerlichen Gründen dürfen wir kein Vermögen anhäufen, aber das tun wir auch nicht, weil wir diese Mittel für konkrete schulische Zwecke ansparen. Im Moment geht es um den Umbau der Aulabühne, ein Projekt, das in der Summe über 300.000 € erforderlich macht. Ein großes Thema fürs Fundraising, mit dem wir im vergangenen Jahrzehnt ja sehr erfolgreich gewesen sind. Hoffentlich geht es weiter so. Ich habe festgestellt, dass die Spendenbereitschaft der Ehemaligen immer dann besonders groß ist, wenn das Projekt einen gewissen „Affektionswert“ hat. Der Flügel in der Aula oder der neue Hödhüttenbus, damit



Flagge, gestiftet zum Schuljubiläum 1929

konnte jeder etwas verbinden; insbesondere die Hödhütte, an die jeder Johanner intensive Erinnerungen hat, ist ein Spendenmagnet gewesen. In anderen Fällen, der Anschaffung von neuen Smartboards etwa, ist die Spendenbereitschaft geringer; dann heißt es schon mal, darum solle sich die Behörde kümmern, das sei staatliche Aufgabe. Auch das „Affektionsinteresse“ ist bei Smartboards nachvollziehbarerweise nicht sehr groß.

Sie haben das Alumni Dinner angesprochen. In angelsächsischen Ländern, zum Beispiel bei unseren Freunden von der Latymer Upper School, sind Alumni Dinner die Gelegenheit, um sehr erfolgreich Fundraising zu betreiben. Wie sieht es bei uns damit aus?

In Latymer sind diese Dinner eine ganz große Sache. Da kommt aus der Gruppe der Alumni alles, was Rang und Namen hat. Und Spendengelder fließen reichlich. Davon sind wir weit entfernt. Man muss allerdings berücksichtigen, dass Latymer eine Privatschule ist, die von der Finanzierung durch die Eltern lebt – und eben durch die Ehemaligen. Zum Vergleich: unsere ersten drei Alumni Dinner waren defizitär, im vergangenen Jahr haben wir zum ersten Mal die Kosten gedeckt, und es wurde sogar ein leichter Überschuss erwirtschaftet. Fundraising hat eben bei uns keine Tradition. Das liegt maßgebend an den unterschiedlichen Ansprüchen der Angelsachsen und uns an das, was der Staat zu leisten hat. Das ist nicht schlimm, wenn auch langfristig nicht das, was wir wollen. Alumni Dinner haben ja bei uns auch noch eine ganz andere Funktion, nämlich

eine soziale, die auch etwas wert ist. Ehemalige hören gemeinsam einem hochkarätigen Redner zu, tauschen sich über den Vortrag aus und kommen auch sonst miteinander ins Gespräch, generationenübergreifend.

Auf der Gründungsversammlung 1926 hieß es: „Die neue Vereinigung ist dazu berufen – neben der Festigung der Bande zwischen ehemaligen Gelehrtenschülern und ihrer Bildungsstätte – der Verteidigung und Wahrung des humanistischen Gedankens zu dienen.“ Können Sie damit noch etwas anfangen?

Den Satz würde ich nach wie vor unterschreiben. Natürlich, in Zeiten der Globalisierung ist es schwieriger geworden, von Humanismus zu sprechen; da gibt es andere, konkurrierende Angebote. Aber für mich ist der humanistische Ansatz das, was die Schule zusammenhält. Wenn man Eltern, die ihre Kinder bei uns anmelden, befragen würde, was sie von Altgriechisch halten, würden manche sicher gern darauf verzichten. Wenn man ihnen aber deutlich macht, dass es sich um ein Gesamtpaket handelt, zu dem auch und gerade Altgriechisch gehört, dann hat man sie auf seiner Seite.

Die Schule arbeitet zur Zeit an der Formulierung eines Leitbildes. Die zentralen Fragen lauten: Was macht das Johanneum aus? Wohin soll es sich entwickeln? Ist das modischer Schnickschnack oder ein wichtiges Instrument zur Selbstfindung?

Ich finde das gut und richtig. Der Gründungsaufwand für diese Schulform wird ja immer höher, und es würde mir auch persönlich helfen: Wie ordnen wir uns ein in diese globalisierte Welt? Was sind unsere speziellen Leistungen? Welche Werte vermitteln wir und wie? Was gibt die Antike dazu her? In die Diskussion um das Leitbild ist der Ehemaligenverein bisher nicht einbezogen worden. Aber es ist wohl richtig, in einem frühen Stadium die schulischen Gremien erst mal machen zu lassen. Mir käme es aber schon darauf an, dass wir nicht vergessen werden. Wir sind schließlich auch Anreger und Multiplikatoren, deren Außenwirkung ein echtes – neudeutsch formuliert – Asset für die Schule ist.

ALUMNI DINNER 2015

Dinner Speaker des letzten Alumni-Diners im Oktober war Axel Schneider, vierfacher Hamburger Indendant. Der Ehemalige (abit. 1986) erklärte die Privattheater-Landschaft und erzählte Hintergründiges über Stoffe, Stücke, Inszenierungen und Publikum. Dazu gab es eine Demonstration schauspielerischen Könnens: Ausschnitte aus einem faszinierenden Ein-Personen-Stück mit einem gestandenen Berliner Schauspieler. Kulinarisch wurde ein oktoberfestliches Spanferkel-Buffer mit Cole Slaw und Knödeln geboten. (Ausführlicher Bericht folgt.)



Dinner Speaker Axel Schneider

TEXTE UND ZEICHEN

Auf der Website des Ehemaligenvereins gibt es neuerdings die Rubrik „Texte und Zeichen“ (<http://ehemalige-johanneum.de/index.php/texte-und-zeichen>). Hier werden Texte zur Theorie und Geschichte der Schule versammelt. Wer und was hat die Entwicklung des Johanneums geprägt? Welche Einflüsse waren entscheidend, welche Konzepte prägend? Ehemalige Schüler, Lehrer und Freunde der Schule haben sich darüber Gedanken gemacht. Maria Jepsen, ehemalige Hamburger Bischöfin, befasst sich mit dem Gründer des Johanneums, Johannes Bugenhagen. Hans Kurig (praec. Joh. olim) schreibt



Schulgründer

über Johannes Gurlitt, den „Restitutor Johannei“, und klärt das Verhältnis von „Humanismus und Philologie“. Uwe Reimer (rect. Joh. olim) klopft den Begriff der „Gelehrtenschule“ ab.

ABITURJUBILÄEN

Die Feier der Abiturjubiläen (25, 50, 60, 65, 70 Jahre) findet in diesem Jahr anders als gewohnt an einem Extra-Termin statt (8. 7. 2016), also nicht zusammen mit der Entlassung der aktuellen Abiturienten.

Vorgesehen ist folgende Reihenfolge: Die Goldenen Abiturienten treffen sich bereits um 15 Uhr in der Bibliothek, für alle anderen beginnt die Veranstaltung um 15.30 Uhr. Zunächst ist eine Führung durch das Haupthaus vorgesehen, um 16.30 Uhr schließt sich ein Empfang und Imbiss in der Ehrenhalle an. Der eigentliche Festakt findet um 17.00 Uhr statt.

„DER CLUB“ WIRD WEIBLICHER

Der Hamburger und Germania Club, bei dem der Ruderclub des Johanneums (RdJ) zu Gast ist, hat 179 Jahre nach seiner Gründung mit großer Mehrheit beschlossen, künftig auch Frauen in seine Reihen aufzunehmen. Für unsere RdJ-Ruderinnen eröffnet das ganz neue Perspektiven: Sie müssen sich nach der Schulzeit keinen neuen Club suchen, sondern können weiter Heimrecht am Alsterufer 21 genießen.



RdJ-Achter von 1952: Noch ohne Mädchen

ZAHL DES JAHRES

1131

ehemalige Schülerinnen und Schüler sind Mitglieder des Johanniter-Vereins.

AUSTAUSCH MIT LATYMER UPPER SCHOOL



Die Sunday Times, größte britische Sonntagszeitung mit einer Auflage von über 1 Million Exemplaren, widmete sich in ihrer Ausgabe vom 8. November 2015 dem Austausch der Latymer Upper School mit dem Johanneum: "It is the longest-running student exchange scheme in the world." Der Artikel blickt zurück auf die Anfänge: "In 1949 five schoolboys from Latymer travelled to Hamburg. A letter from a member of that early group of English exchange students has survived in Latymer's school archive and it paints a vivid picture of the post-war experience." In dem Brief heißt es: "Travelling to Hamburg in 1949 was true pioneering. None of us boys had any idea how we would be received. We had all lived through the war with vivid memories of its horrors. Food was still rationed and although we were at peace it was still a grey time." Obwohl die Versorgungslage zu wünschen übrig gelassen habe („scarcity of food“), sei die Gastfreundschaft dennoch groß gewesen: "The visit to



1949: Die ersten Latymerians in Hamburg

Hamburg in 1949 and the development of friendships from it probably influenced the pattern of my life more than anything else."

Das zarte Pflänzchen Austausch wurde in den Folgejahren zum Blühen gebracht: "Every year since then pupils have travelled between the two schools. So close were the bonds forged that when one Latymer pupil was orphaned, his Hamburg family adopted him and he moved to Germany to be brought up." Auch heute trägt der Austausch Früchte: "A current Latymer pupil, who went to Hamburg last year, has been so inspired by the exchange that he hopes to continue studying German after leaving school."

Der Artikel schließt mit einem optimistischen Ausblick auf die Zukunft des Austausches: "The number of children studying German is declining in most British schools, but at Latymer it remains buoyant; and, according to the school's headmaster, David Goodhew, the exchange programme helps foster understanding and friendship."

ABWEICHENDE MEINUNG

In der Filmkomödie „Fack ju Göhte 2“ meint Schuldirektorin Gudrun Gester, gespielt von Katja Riemann, zu einer Kollegin: „Humanistische Bildung ist out, Erika. Veni, vedi, sorry.“

BASARERLÖS

Die Einnahmen aus dem diesjährigen Weihnachtsbasar betragen 10.400 Euro, die je zur Hälfte an den Kinderdienst und die Poliklinik Ellinikó gingen.

BUCHPATE GEFUNDEN

Nach dem Aufruf im letzten „Johanneum“ hat sich ein Buchpate für den gesamten „Catalogus Lectionum et Exercitationum“ gefunden. Damit kann diese wertvolle Quelle über Unterricht und Schulleben am Johanneum ab 1683 endgültig gerettet werden. Bibliotheksleiterin Ines Domeyer ist begeistert: „Das hätte ich gar nicht zu hoffen gewagt.“



GELEBTES VERBOT

Die zum Teil exzessive Handynutzung von Jungen und Mädchen fordert die Schulen zunehmend heraus, berichtet das Hamburger Abendblatt (HA vom 1. 9. 2015). Immer mehr Bildungsstätten hätten deswegen ihre Regeln verschärft oder sprächen sogar ein generelles Handyverbot aus. Gute Erfahrung mit dem Handyverbot hat Inken Hose, Schulleiterin am Johanneum, gemacht: „Es wird gelebt und ist etabliert.“ Allerdings werde das Smartphone auch in den Unterricht integriert, sofern es in den Kontext passe.

Dagegen findet die Verschärfung der Kleiderordnung, die an der Sophie-Barat-Schule gilt, offensichtlich bislang keine Nachahmer. Das Abendblatt hatte berichtet, dass die Schülerinnen an dem katholischen Gymnasium keine Hotpants oder Bauchfrei-T-Shirts mehr tragen dürfen.



Handy in Schülerhänden

SPÄTE EINSICHT

Ex-Bürgermeister Ole von Beust hält zwar „nach wie vor“ die von der schwarz-grünen Koalition betriebene Schulreform für richtig, hat aber mittlerweile eingesehen, dass „einige Ausnahmen“ besser gewesen wären: „Eine Politik gegen die Interessen der humanistischen Gymnasien war im Nachhinein Blödsinn.“ Zur Erinnerung: Die Primarschulreform hätte, wenn sie umgesetzt worden wäre, das Johanneum um die ersten beiden Jahrgänge gebracht.



Ex-Bürgermeister

SOKRATES UND SENECA IN DER BANLIEUE

Das Lycée Jean Vilar liegt in einem dieser Banlieue-Viertel, für das die Franzosen die Bezeichnung „sensible urbane Zone“ erfunden haben. Hier unterrichtet der Altphilologe Augustin d’Humières seit gut



Seneca (Antikensammlung Berlin)

zwei Jahrzehnten Schüler in Altgriechisch und Latein. Sokrates und Seneca in der Banlieue – so könnte man das Experiment überschreiben. D’Humières ist davon überzeugt, dass es nichts Besseres als die antiken Klassiker gibt, um jungen Franzosen so etwas wie Halt in ihrer eigenen Kultur zu geben. Das „Franzosentum“ falle nicht vom Himmel, gerade bei Schülern, deren Eltern in einer anderen Kultur verwurzelt sind; Franzosentum sei das Ergebnis einer individuellen Beschäftigung mit den Ideen der „Klassiker“.

FALSCH ÜBERSETZT?

Die „Ilias“ ist kein Musengesang, wie bisher stets angenommen, sondern wendet sich an eine weibliche Gottheit, die Titanin Themis, die über den Krieg von Troja zu Gericht sitzen soll. Das jedenfalls meint der österreichische Schriftsteller Raoul Schrott, der auf dem Alumni Dinner 2009 seine Aufsehen erregende Ilias-Übersetzung vorgestellt hatte; jetzt hat er sich das Epos noch einmal vorgenommen. Μήνιν ἄειδε θεὰ Πηληϊάδεω Ἀχιλῆος / οὐλομένην, ἣ μυρὶ Ἀχαιοῖς ἄλγε’ ἔθηκε, / πολλὰς δ’ ἰφθίμους ψυχὰς Ἄϊδι προΐαψεν / ἠρώων, ... – bei ihm heißt es jetzt: „Groll verkünde, Themis, über Peleus’ Sohn Achilles und seinen Zorn: / richte ihn zugrunde, da er unsägliches Leid über die Achaeer brachte / und die Seelen zahlloser Krieger hinab in das Haus des Hades sandte ...“.

(FAZ vom 24. 10. 2015)



Zwischen Konstruktion und Reduktion – Die Sammlung Hupertz

Johannes Grützke, *Stilleben mit Hammer und Gipsmaske*, 1982



Stephan Hupertz (abit. 1959) schaut auf ein halbes Jahrhundert Sammlertätigkeit zurück. Über 600 Kunstobjekte sind im Laufe der Jahre zusammengekommen. Sammler sind so gestrickt, dass ihnen

der wohlgefällige Blick auf die eigenen Schätze nicht genügt – sie möchten auch andere daran teilhaben lassen. Stephan Hupertz gewährt dieser Zeitschrift Einblick.

Wie er zum Sammeln gekommen ist? Auf den Geschmack kam er in seinen Münchener Studentenjahren. Er besaß zwar schon eine kleine Anzahl von Druckgrafiken, aber entscheidend war, dass seine Frau Birgit, die er in München kennenlernte, sein Interesse an Kunst teilte: „Unsere Übereinstimmung von Geschmack und Interesse war schon überraschend.“ Ihre erste Anschaffung war eine Lithographie von Le Corbusier („Bouteilles“, 1960). Bis heute entscheiden sie gemeinsam, wie sich die Sammlung entwickelt. Einsame Entscheidungen gibt es nicht: „Jeder von uns hat ein Vetorecht.“

Anfangs hätten sie „querbeet“ gesammelt: „Wir hatten keinen Plan.“ Eigentlich sei das noch gar kein richtiges „Sammeln“ gewesen, eher wahlloses Kaufen: „Wir haben gekauft, was uns Spaß macht“ – und was der Geldbeutel zuließ: zunächst Druckgrafik („am billigsten“), dann gingen sie über zu Aquarellen und Gouachen. Sie hätten in den 60er, 70er Jahren noch gar kein wirkliches Sammelgebiet gehabt. Das wurde erst in den 80er Jahren anders, als der Kunstmarkt auf die russischen Konstruktivisten aufmerksam wurde. Die Russen entdeckten sie als „ihre“ Domäne: „Uns gefällt die Klarheit, Frische und Fröhlichkeit, der Mut zur radikalen Neuerung, das Umstürzlerische. Das alles spricht Kopf und Bauch bei uns an.“

Vorsicht: Fälschungen!

„Wir sind visuell orientiert“, sagt Stephan Hupertz – nicht überraschend, wenn man an die Berufe des Sammlerehepaars denkt: er Architekt, sie Grafikerin. Die gleichmäßigen Farbflächen und einfachen geometrischen Formen wie Quadrate, Dreiecke oder Kreise, die der Konstruktivismus als Stilelemente verwendet, kamen ihrem Sinn für Geometrie und Farbe entgegen. Extrembeispiel ist Kasimir Malewitsch, berühmt für sein

„Schwarzes Quadrat auf weißem Grund“, der die Kunst von allem Gegenständlichen und Dekorativen befreite – allerdings für die Hupertzsche Kunstkasse unerreichbar.

Heute sammelt das Ehepaar Hupertz keine russischen Konstruktivisten mehr. Der Markt sei mittlerweile beherrscht von Fälschungen, und niemand könne garantieren, dass die angebotenen Bilder echt seien. Hupertz hegt den Verdacht, dass russische Oligarchen den Markt absichtlich durch Fälschungen kaputt machen wollen. Das einzige, was helfe, seien gut dokumentierte Provenienzen, und genau die ließen sich nur noch in den seltensten Fällen verfolgen. Nachlässe seien damals, als die Richtung entstand, um 1913/14, nicht gepflegt worden, und Werkstattberichte, die Auskunft geben könnten über die Entstehung, seien nicht abgefasst worden. Das Klischee vom armen Künstler – für die Russen der Vorrevolutionszeit stimmt es.

Hupertz hat sich entschieden, in der zeitgenössischen Kunst nach Spuren, Folgen und Verwandtem zu suchen. Mit der Wiederaufnahme des alten Repertoires nach dem Krieg sei es nicht getan; Künstler, die das versuchen, scheiterten regelmäßig. Auf der Suche nach Passendem hat das Ehepaar Hupertz Verbindungen geknüpft zur Farbfeldmalerei, zur Reduktion der Mittel, wie sie im strengen Materialbezug einiger Arbeiten (Beton, Holz, Stahl, Glas) oder in strikter Beschränkung des Repertoires zu finden sind. „Letzteres haben wir ‚poetische Konzepte‘ genannt.“

Vom Sammelfieber gepackt

Bilder „wild“ zu kaufen, wie in den Anfangsjahren, passiert ihnen heute nicht mehr. Nicht das Bauchgefühl, sondern der Verstand regiert. Was „passt“ in die Sammlung, was schließt eine Lücke oder vervollständigt die Sammlung, das sind die Kriterien, ein Bild zu erwerben. Damit ist regelrecht Arbeit verbunden. Bis zu 80 Kataloge pro Jahr schicken die Galerien und Auktionshäuser, die gesichtet werden wollen: „Manchmal kommen nur ein bis zwei Bilder dabei heraus, die anzuschaffen sich lohnt.“

Hupertz leugnet nicht, dass er vom Sammelfieber gepackt ist. „Sammeln muss wehtun“, stimmt er dem Barmer Textilfabrikanten und Sammler Ferdinand Ziersch zu. Er verspürt durchaus die Lust, ein Bild haben zu wollen, das in die Sammlung hineinpasst. Aber er sei kein Spieler, der sich zu unüberlegten Käufen hinreißen lasse. Es bleibt bei der Grundentscheidung, die das Ehepaar für sich getroffen hat: „Wir sammeln Konkrete Kunst“ – ungegenständlich, aber nicht wild-abstrakt, sondern kontrolliert, Kunst, die ohne Assoziation oder symbolische Deutung auskommt.

Bei so viel Hingabe an Linie, Farbe und Raum verblüfft Hupertz' Engagement für Günter Haese und dessen kleine, filigrane Gebilde aus Messing, Phosphorbronze und Uhrfedern. Hupertz hat offenbar auch eine Ader für Verspieltes. Vor einem der Kunstwerke bleibt er stehen und klopft leicht mit dem Finger an den Sockel darunter. Sofort gerät die filigrane Metallskulptur in Bewegung. Hupertz beobachtet das Schwingen fasziniert.



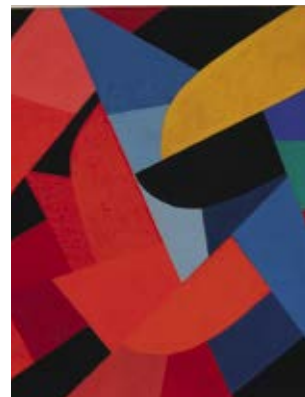
General Idea, Sotop Rack, 1986



Heinrich Hoerle, o.T., um 1925



Franz Wilhelm Seiwert, o.T., 1922



Otto Freundlich, o.T., 1936

Walter Dexel, Mit blauem Dreieck auf Schwarz, 1923



Willi Baumeister, Maschine, 1923-24



Jean Dubuffet, Profile a` droite, 1962



Hupertz erinnert sich: „Einmal hat einer meiner Enkel eine der Skulpturen sogar mit einem Ball getroffen. Die war danach arg verbogen. Da musste der arme Günter Haese alles mühsam wieder zusammenbauen.“ Der Künstler, mittlerweile fast 92 Jahre alt, trug es mit Fassung, denn im Laufe der Jahre ist eine Freundschaft zwischen den Familien entstanden. „Als wir sechs Arbeiten von Haese erworben hatten, bekamen wir die siebte geschenkt: Das hat mich zu Tränen gerührt“, sagt Hupertz.

Ein weiteres Element in der Sammlung ist die Konzeptkunst, also Kunst als Gedankenexperiment, mal mehr, mal weniger realisiert, im Wesentlichen nur gedacht. Hupertz verweist auf eine Skulptur, die aus 16 aufgerollten, eng gruppierten Stoffbahnen besteht, locker zusammen gehalten durch Bindfäden (Olaf Bretzke), oder auf zwei Regale, gefüllt mit säuberlich aufgereihten Campbell-Suppendosen (General Idea). Verschmitzt merkt er an, dass der Doseninhalt „echt“ sei: „Uns ist klar, dass die Rückführung der Warholschen Verkünstlichung in die Realität nur mit wirklichen Suppendosen plausibel ist.“

Was passiert mit der Sammlung?

Sammler wollen zeigen, was sie haben. Das Ehepaar leiht gern Stücke aus seiner Sammlung an Ausstellungen aus. Als Glücksfall betrachtet Hupertz die Ausstellung im Schleswiger Schloss Gottorf 2007, wo er zusammen mit seinen beiden Kindern rund 230 Bilder präsentieren konnte, ermöglicht durch einen großen Freund und Kurator der Sammlung, Prof. Herwig Guratzsch, seinerzeit Direktor der Stiftung Schleswig-Holsteinische Landesmuseen. „Zwischen Konstruktion und Reduktion“ war der treffende Titel der Ausstellung. Kleiner war die Ausstellung im Ernst Barlach Haus 2013 („Gebaute Bilder“), wo die Objekte aber ein besonders attraktives Ambiente fanden, darunter Hupertz’ Lieblingsbilder: Willi Baumeisters „Maschine“ und eine Gouache von Otto Freundlich (o. T.), Thilo Maatschs „Buchstabenkomposition“ und Lajos Kassáks „MA“. Diese Werke einmal in anderer als der häuslichen Umgebung zu sehen, gut beleuchtet an freien Wänden, das mache „stolz“, freut sich Hupertz.

Die Frage, was nach seinem Ableben und dem seiner Frau mit der Sammlung passiert, beschäftigt ihn überraschenderweise nicht besonders. Als geschlossene Sammlung werde sie sicher kein Museum übernehmen wollen, und ein eigenes Museum sei kaum finanzierbar, von wem auch immer – in Deutschland seien in den 25 Jahren seit der Wiedervereinigung 700 neue Museen eröffnet worden, da müsse nicht noch ein weiteres hinzukommen. Hupertz ist realistisch: Seine Kinder, selbst Sammler, werden sich nehmen, was ihnen gefällt, und das Übrige eben verkaufen. Er lebt in der Gegenwart, nicht in der Zukunft: „Wir leben mit den Arbeiten, freuen uns täglich an ihnen und sammeln weiter.“ Denn: „Sammlungen, die nicht weiterentwickelt werden, schlafen ein.“

Uwe Reimer

Krise oder Ende?

GESPRÄCH MIT DEM
RELIGIONSSOZIOLOGEN
GREGOR SIEFER (ABIT. 1947)

Frage: In den 90er Jahren schien die Weltgeschichte für einen kurzen Moment stillzustehen – der amerikanische Politologe Francis Fukuyama sprach sogar vom „Ende der Geschichte“. Dieser Wohlgefühlmoment war spätestens am 11. September 2001 zu Ende. Neue Fronten taten sich auf. Eine Chance für die Kirchen?

Siefer: Die sprunghafte Zunahme neuer Risiken – denken Sie an die Finanzkrise, die Arabellion, die atomare Katastrophe in Japan, das Anwachsen der Flüchtlingsströme – all das sind Unsicherheiten, die den Kirchen eigentlich Zulauf hätten bringen müssen. Doch die Kirchen werden als Hilfe kaum wahr- und angenommen. Sie waren und sind oft ja ebenso ratlos. Allerdings muss man hier wohl etwas differenzieren: da die Kirchen – noch – über eine kleinteilige Gemeindestruktur verfügen, lässt sich in Notzeiten – wie jetzt bei der Flüchtlingswelle – relativ leicht ein dichtes Netz von ehrenamtlichen Helfern organisieren. Und die Motivation für diese Hilfsbereitschaft hat ja – in der Erinnerung an das Gleichnis vom barmherzigen Samariter – vielleicht auch noch etwas mit der christlichen Tradition zu tun.

Die Kirchenaustritte sind ein deutliches Zeichen dafür, dass die Bindekraft der Kirchen abnimmt. Die protestantischen Kirchen kennen das ja schon seit langem, aber auch die Katholische Kirche hat mit Auflösungserscheinungen zu tun. 2014 kehrten 217.716 Menschen der Kirche den Rücken. Damit wurde das bisherige Rekordniveau von 2010 deutlich übertroffen.

Das Jahr 2010 war für die Katholische Kirche ein schreckliches Jahr. Es war das Jahr, in dem



Gregor Siefer: in Sorge über den „unbestreitbaren Glaubensverlust“

immer mehr Missbrauchsfälle bekannt wurden. Das brachte nicht nur die Kirche, die ja gerade in sexualibus immer einen besonders hohen Moralstandard vertrat, in eine bislang nicht gekannte Glaubwürdigkeitskrise, es stellte auch schlagartig den gesamten Klerus unter Generalverdacht. Es dürfte lange dauern, bis sich die Kirche von diesem Schlag erholt hat – falls das überhaupt gelingt. Über 180.000 deutsche Katholiken verließen 2010 ihre Kirche. Zum ersten Mal überhaupt lag die Zahl deutlich über der der Austritte aus der evangelischen Kirche. Fairerweise muss man darauf hinweisen, dass weitaus die meisten Missbrauchsfälle innerhalb von Familien und in sozialen Nahbeziehungen vorkommen – was ja alles schlimm genug ist, nur ist dort das moralische Limit nicht ganz so hoch gespannt wie in den Kirchen, d. h. bei Priestern und (oft Religions-)Lehrern.

Der Dialog der christlichen Kirchen ist nicht gut vorangekommen. Fortschritte in der Ökumene hätten die Position der Kirchen sicher gestärkt.

Obwohl die Konfessionen in den letzten hundert Jahren aufeinander zugegangen sind, ist in diesem Dialog seit etwa 30 Jahren eine Stagnation eingetreten. Nehmen Sie

das gemeinsame Abendmahl. Das ist ja ein seit Jahrzehnten nicht nur in Deutschland angemahntes, theologisch im Grunde ausdiskutiertes Thema. Die Regelung ist jetzt asymmetrisch: Die Kirchen der Reformation laden alle Christen zum Tisch des Herrn ein, die katholische Hierarchie gestattet den Zutritt von Nicht-Katholiken nur unter ganz eng begrenzten, genehmigungspflichtigen Ausnahmefällen und diszipliniert Pfarrer, die dieser Regelung zuwiderhandeln, mit aller Schärfe. Annäherung und Verständigung sähe anders aus. Das Fatale ist: die sog. „Interkommunion“, d. h. der Eucharistieempfang durch einen „Nichtkatholiken“, meist ja der (Ehe-)Partner eines katholisch getauften Menschen, geschieht jeden Sonntag tausendfach in vielen Kirchen – meist mit stillem Wissen des Priesters. Nur darf es eben nicht „öffentlich“ werden. Das ist so ein Fall, weswegen – zumindest in Norddeutschland – die Katholiken als „falsch“ gelten.

Die theologisch-beschauliche Rede von den drei abrahamitischen Religionen – Judentum, Christentum, Islam – ist ziemlich leise geworden. Der Islam, den die Gastarbeiter seit den 60er Jahren nach Deutschland quasi mitgebracht haben, wird mittlerweile in der deutschen Bevölkerung in ganz unterschiedlichen Facetten als gewalttätig wahrgenommen wird.

Das hat zum einen mit den täglichen Medienberichten über terroristische Aktionen von al-Qaida und Islamischem Staat zu tun, aber auch damit, dass die Kriminalitätsrate unter arabischen und türkischen Jugendlichen überproportional hoch ist. Dazu kommt die durchaus als aggressiv empfundene Inanspruchnahme der hier lebenden Türken als Avantgarde des türkischen Nationalismus in Europa – vor allem durch das türkische Religionsministerium, das ständig und im Austausch neue Imame in die europäischen Moscheen schickt.

Die Kirchen haben sich in der Islam-Debatte zurückgehalten. Einige „offene Worte“ von Bischof Huber vor einigen Jahren wurden auch in den eigenen evangelischen Reihen nicht goutiert. Die Tendenz geht eher auf eine friedvolle Beschwichtigung. Zuweilen ist sogar ein Staunen, wenn nicht sogar

Bewunderung erkennbar, wie offen Muslime auch in der Fremde ihren Glauben leben und bekennen. Genau hier liegt natürlich der Schwachpunkt der christlichen Kirchen in der Gegenwart. Christen sind nicht ohne weiteres „erkennbar“. Das ist die Folge davon, dass Religion in den säkularen Staaten des Westens mit der Trennung von Staat und Kirche Privatsache geworden ist und dass die meisten Gläubigen das auch für richtig halten. Die stille Hoffnung aller „Westler“ ist es natürlich, dass die säkulare Ent-radikalisierung des Islams durch die schon im Westen lebenden Moslems allmählich voranschreitet und sich so etwas wie ein Euro-Islam herausbildet – wie es das auf dem Balkan schon einmal gab. Sicher aber kann man sich dessen nicht sein.

Kultur des Beleidigtseins

Während eine Mohammed-Karikatur 2005 in Dänemark weltweit islamistische Gewaltexzesse auslösen konnte, schafften es nicht einmal deftige atheistische Provokationen wie z. B. Richard Dawkins „Der Gotteswahn“ eine geschlossene Abwehr der christlichen Kirchen zustande zu bringen.

Allenfalls gab es eine bischöfliche Erklärung und ein paar Leserbriefe in den Tageszeitungen. So verschränken sich gegenwärtig die Wahrnehmungsperspektiven zwischen Moslems und Christen in eigenartiger Weise: Für die Moslems erscheint das Christentum blass und schwach, in dieser Unentschiedenheit fast verachtenswert. Demgegenüber haben Christen den Eindruck, dass insbesondere muslimische Verbandsfunktionäre ihre Klientel ständig als Opfer christlicher Missachtung sehen, insofern geradezu eine „Kultur des Beleidigtseins“ aufbauen. Gelegentlich hat es den Anschein, dass das sogar eine kalkulierte Strategie ist. Denn der friedliche Islam legitimiert sofort jede Gewalt gegen die „Ungläubigen“, wenn sie als Gegenwehr geschieht.

Die Kirchen, wie der Münsteraner Theologe Jürgen Werbick meint, „sterben an geistlicher Auszehrung“, ihr Bedeutungsverlust ist unübersehbar. Auf der anderen Seite ist seit den sechziger Jahren die Nachfrage

nach den „alternativen Glaubensangeboten“ von Esoterik, Mystik, Spiritualität und Okkultismus gewachsen. Diese „alternative Religiosität“ können die Kirchen offenbar nicht bieten?

Die Katholiken- und die Kirchentage, die ja auch die Funktion von Jugendfestivals haben, sind attraktive Erlebnishöhepunkte, sie sind aber im Gemeindealltag schwerlich „auf Dauer“ zu stellen. Der Gottesdienst geht an den Bedürfnissen junger Menschen meist vorbei, wirkt oft langweilig, wird selten als „frohe Botschaft“ empfunden. Das gilt für beide Kirchen. Und die Katholische Kirche hat den Zugang zu ihr geradezu verbaut. Unter Papst Benedikt XVI. hat sie sich von den vorsichtigen Öffnungen, die das 2. Vatikanische Konzil versucht hatte, wieder zurückgezogen und zunehmend eine Abgrenzung gegen die westliche Welt propagiert. Dementsprechend wurde auch schon die Diskussion von seit langem angemahnten Problemen wie Zölibat, Priesterweihe für Frauen etc. schlichtweg verweigert – mit dem simplen, aber falschen Argument, Jesus habe die Kirche nun einmal so gegründet. Diese bedenkliche Selbstabschottung wird vom neuen Papst Franziskus hoffentlich beendet oder wenigstens abgemildert.

Die Kirchen sind in eine merkwürdige Situation geraten: Als „Exmonopolisten“ müssen sie sich plötzlich am Markt bewähren, also Marketingorientierung am Kundenwunsch betreiben. Dabei müssen sie aufpassen, dass Glaube nicht zu einem Modeprodukt wird, das den Trends hinterherhechelt. Ein profiliertes Gegenteilangebot hätte einiges für sich. Stille statt Marktgeschrei, Verlässlichkeit statt Manipulation, Treue statt Opportunismus – in dieser Richtung gibt es ja schon Ansätze.

Streit übers leere Grab

Abgesehen von der „vagabundierenden Religiosität“, die ihre Schnupperprojekte – diesseits und jenseits von Kirchengrenzen – häufig wechselt, ist die Frage nicht ganz unberechtigt, ob die Gläubigen der alten Kirchen eigentlich wissen, was sie glauben. Die Frage ist in der Tat, was die jeweils Gläubigen aus dem Angebot der „Anbieter“

wirklich übernehmen. Trotz aller Versuche, gerade der Katholischen Kirche, Glaubensaussagen als Ganzheit vorzustellen, wird heute – schon von der psychologischen Aufnahmefähigkeit her – jeder ein „Häretiker auf eigene Faust“, auch ohne es zu wollen und meist auch ohne es zu wissen. Das meiste, worüber Theologen gelegentlich einen Streit beginnen – das leere Grab, die Himmelfahrt, die Jungfrauengeburt, die Dreifaltigkeit oder die Rechtfertigung – geht an der Mehrzahl der (Kirchensteuer zahlenden) Gläubigen völlig vorbei.

Wie ein Kollege es kürzlich formulierte: Die Kirche beantwortet ständig Fragen, die niemand gestellt hat, weicht aber den Problemen aus, die die – noch – Gläubigen wirklich bedrängen. Der unbestreitbare Glaubensverlust ist aber auch ein allgemeiner kultureller Wissensverlust, der es schwer macht, noch von einer (gar europäischen) Wertegemeinschaft zu sprechen. Die ist ja auch an prominenter Stelle, in der FAZ vom 14. September 2015, von dem bekannten Osteuropa-Historiker Jörg Baberowski schlicht in Abrede gestellt worden angesichts der sich wieder mehr oder minder stark regenden Nationalismen in den einzelnen Staaten. Wie sich die christlichen Kirchen in diesen Prozessen verhalten werden, ist schwer abzuschätzen. Ein Blick auf die russische Orthodoxie lässt es unwahrscheinlich erscheinen, dass Christen hier mit einer gemeinsamen Stimme sprechen werden.

Redaktion: U. R.

Gregor Siefer ist seit 1969 Professor für Soziologie an der Universität Hamburg und seit 1991 entpflichtet. Im Jahr 2011 erschien von ihm ein Sammelband religionssoziologischer Arbeiten (MOSAIKEN. Religionssoziologische Streiflichter), im gleichen Jahr „BRUCHSTÜCKE, Soziologische Streifzüge“ und im Jahre 2012 „SPLITTER. Soziologische Akzente“ (s. Johanneum 1/2013, S. 26).



Grenzerfahrungen – Ein Zwischenruf

Albert Schäfer (abit. 1962), Pastor em., hat zum Gemeindebrief der St. Lukas-Gemeinde in Hamburg-Fuhlsbüttel Gedanken zur Flüchtlingskrise beigesteuert, die wir im Folgenden abdrucken. Schäfer ist Leiter eines evangelisch-lutherischen „Arbeitskreises Friedensethik“.

Ich komme an meine Grenzen gelegentlich, die Grenze der seelischen Belastbarkeit durch das leidige Flüchtlingsthema. Nein – nicht die Menschen sind es, die mich belasten, sondern die unendliche Diskussion, kontrovers, polemisch, pauschalierend. Die Talkshow-Themensucher haben es leicht. Sie finden Gesprächspartner, die man aufeinanderhetzen kann. Wer ist lauter, wer fällt schneller ins Wort? Die Verteilungsprobleme zwischen den Staaten, Ländern, Kommunen scheinen uns über den Kopf zu wachsen, die Ämter sind überfordert. Was kann ich tun? Meine Frage führt mir meine Ohnmacht vor.

Eine Welle der Hilfsbereitschaft, die Spenden beim Hamburger Abendblatt, die Ehrenamtlichen in der Mithilfe bei Sprachkursen oder für den Weg in die Ämter. Wie zum Aufatmen schön! Und dann die Proteste und Brandstiftungen, die hassverzerrten Gesichter der Demonstranten. Wie ein Rückschlag.

Halt suche ich in der Bibel: „Die Fremdlinge sollst du nicht bedrängen und bedrücken.“ (2. Mose 22, 20) Offenbar war es schon damals nötig, den Menschen ins Gewissen zu reden. Das Volk Israel – so wird erzählt – sucht in seiner Flucht aus ägyptischer Unterdrückung nach einem Rechtssystem und nach sozialen Werten. Aus Erfahrung. Manche Gebote – die Zehn – sind uns geläufig. Andere werden leicht übersehen, wie zum Beispiel dies „Fremdlingsgebot“.

Ich will es mit Hoffnung lesen. Auch wir haben unseren Grundgesetzartikel 16a aus den Erfahrungen gewonnen, als aus unserem



Gefährdete Überfahrt

Land Menschen fliehen mussten: „Politisch Verfolgte genießen Asylrecht.“ Schön einfach klingt das. Nur: wer denn ist politisch verfolgt? Die nächsten Sätze im Grundgesetz bringen die komplizierten Einschränkungen. Die Protestierer greifen da ein und skandieren „Asylmissbrauch“. Missbrauch ist etwas Böses. Sind also die Menschen, die aus bitterer Not kommen, böse?

Oder einfach Fremdlinge. Sie wollen erträgliche Lebensverhältnisse, wie wir sie uns erarbeitet haben. Wollen sie, was mir zusteht? Aber halt: was kann ich denn dafür, dass ich in ein Wohlstandland hineingeboren wurde? Was kann der Flüchtling dafür, dass er in großer Not aufwachsen musste?

Meine Einstellung ist gefragt, mein Herz. Gosciny lässt im Asterix-Heft 21 den Methusalix sagen: „Ich hab‘ ja nichts gegen Fremde. Einige meiner besten Freunde sind

Fremde. Aber diese Fremden da sind nicht von hier!“ Ich möchte da keinen Unterschied machen. Ich möchte offen sein für einen sachlich-rechtlichen Umgang mit dem Thema und mit den Menschen. Wenn die Kanzlerin in einer öffentlichen Diskussion ein libanesisches Mädchen tröstend streichelt, da sie kein Bleiberecht versprechen kann, ist das kein Grund zu hämischen Kommentaren. Denn sie ist verantwortlich für einen funktionierenden Rechtsstaat. Der Ruf nach „unbürokratischen und schnellen Lösungen“, um diese „Fremde“, die schon einige Zeit hier ist, Ängste zu nehmen, hätte zur Folge, dass viele sagen könnten: „Und warum nicht auch wir?!“ Unrechtsempfinden wäre die Folge.

Ich hoffe auf Rechtsfrieden, der – auch mit notwendig zu verbessernden Verfahren – die Fremdlinge nicht bedrängt und bedrückt.



Schicksal in Ton: Flüchtlinge verarbeiten ihre Fluchterfahrungen

JUNIORFIRMA HILFT FLÜCHTLINGEN

Johanniter des 11. Jahrgangs engagieren sich. „Fugens“ nennt sich die Firma, die das „Politische Profil“ ins Leben gerufen hat. Die Schülerfirma vertreibt verschiedene Accessoires, z. B. Armbänder und Turnbeutel. Mit einem Teil ihrer Einnahmen will sie die „Internationale Vorbereitungsklasse“ (IVK) unterstützen, die an der benachbarten Heinrich-Hertz-Schule eingerichtet worden ist. Eine IVK ermöglicht es Flüchtlingen, Deutsch zu lernen, und erleichtert ihnen den Übergang in das normale Schulsystem. Ihr Vorhaben beschreiben die Elftklässler so: „Wir möchten den IVK-Schülern gerne zeigen, dass sie willkommen sind. Da viele nur ihren Schulweg und ihren Stadtteil kennen, würden wir gerne mit ihnen zusammen Hamburg erkunden. Dafür wollen wir einen Teil unseres Gewinns spenden.“ Integration sei für sie „gerade in der heutigen Zeit ein wichtiges Thema“. Nähere Informationen sind auf der Internetseite der Schülerfirma zu finden: www.fugens.de.



Johanniter mit IVK-Schülern

Turnbeutel

Arabisch-afrikanische Erfahrungen



ULF LAESSING SCHREIBT FÜR DIE NACHRICHTENAGENTUR REUTERS

Ulf Laessing (abit. 1989), seit 1997 für die Nachrichtenagentur Reuters tätig, hat seinen Arbeitsplatz gewechselt. Zuletzt hatte er für die Agentur aus Libyen, Sudan, Kuwait und Saudi-Arabien berichtet. Seit September 2015 ist er Reuters-Büroleiter in Nigeria mit Sitz in Lagos, der 20-Millionen-Metropole. Das Büro ist das zweitgrößte in Schwarzafrika.

Laessing ist gut vorbereitet für seine Journalistentätigkeit im arabisch-afrikanischen Raum. Er studierte Geschichte, Volkswirtschaft und Islamwissenschaft in Hamburg, Kuwait und Leipzig, anschließend kompletierte er seine Ausbildung durch ein Volontariat an der Deutschen Journalisten-Schule in München. Englisch und Arabisch spricht er fließend. Bei schwierigen sprachlichen Fragen steht ihm seine Frau, eine Ägypterin, zur Seite. Dass er Altgriechisch gelernt hat, ist ihm zustatten gekommen: ohne die „gewisse

Disziplin und Systematik“, die das Griechische ihm abverlangt habe, wäre er mit dem Arabischen nicht so gut zurecht gekommen.

Seine Wirkungsstätten in Saudi-Arabien hat Laessing nicht freiwillig verlassen, sondern ist ausgewiesen worden. Am eigenen Leib erfuhr er: Wer wahrheitsgemäß informiert, bekommt mit staatlichen Stellen Schwierigkeiten. Über Saudi Arabien, das seit dem Regierungsantritt König Abdullahs 2005 eher für gemäßigt und reformerisch gehalten wurde, berichtet er: „Während meiner zweijährigen Tätigkeit als Reuters-Korrespondent habe ich keine Veränderung der strengen Vorschriften festgestellt, die den Kontakt von unverheirateten Männern und Frauen verbieten und Läden und Restaurants zwingen, fünfmal am Tag zu schließen, damit die Gläubigen das Gebet nicht versäumen. Im Gegenteil, ich habe den Eindruck, dass das Land immer konservativer wird, nicht nur wegen der Religionspolizei, die durch die Straßen patrouilliert.“ Ein gewähltes Parlament oder politische Parteien, wonach Reformkräfte sich sehnten, gibt es nach wie vor nicht. Letztlich lässt die absolute

Monarchie, die Saudi-Arabien fest im Griff hat, keine Veränderungen zu: „ein Schritt vor, ein Schritt zurück.“ Als Laessing schiitische Proteste im Osten des Landes schilderte, verlor er seine Akkreditierung.

Der „Arabische Frühling“, so Laessing, ist mit Ausnahme Tunesiens gescheitert. Hoffnungslosigkeit habe sich überall verbreitet. Das Hauptproblem sei, dass der klassische Nationalstaat nur auf dem Papier existiert. Die arabische Welt sei von Stämmen, Familien, Milizen oder Sicherheitskräften dominiert, die ihre Länder als Privateigentum betrachten. Das mache es schwierig, eine nationale Identität herauszubilden. „Demokratie nach westlichem Vorbild funktioniert hier nicht. Wenn das System dann zusammenbricht, gibt es meist nur eine Rückkehr zu einem – gewählten – Militärherrscher wie in Ägypten oder Zerfall wie in Syrien, Irak und Jemen.“

Polygamie wieder eingeführt

Laessing hat im Süd-Sudan und in Libyen erlebt, wie Tausende von Entwicklungshelfern, Beratern und Experten versucht haben, einen Staat aufzubauen. Vergeblich. In der süd-sudanesischen Hauptstadt Juba konnte man nach der Unabhängigkeit 2011 kaum ein Hotelzimmer bekommen, so viele UN-Mitarbeiter waren vor Ort. „Ich habe im Container für 180 Dollar die Nacht gewohnt.“ Obwohl das Land Milliarden an Hilfsgeldern bekam, war das Ergebnis ähnlich wie in Libyen – verfeindete Cliquen haben die Staatskasse geplündert, ihre Familien im Ausland komfortabel untergebracht, während sie sich gegenseitig mit Privatarmeen bekämpfen. Ein Viertel der Süd-Sudanesen leidet an Hunger, obwohl das Land Afrikas drittgrößter Ölproduzent ist. Und wie war es in Libyen? „Das erste Gesetz, das die neuen Machthaber beschlossen haben, war die Wiedereinführung der unter Gaddafi weitgehend verbotenen Polygamie.“

Im arabischen Raum leben Journalisten gefährlich, das gilt nicht minder für Nigeria, von wo Laessing seit kurzem berichtet. Er schreibt über die Terrorgruppe Boko Haram, über Korruption und die drückende Armut – alles brisante Themen. Dabei scheut er das Risiko nicht. Er und seine sechs Mitarbeiter schreiben nicht vom sicheren Hotelzimmer

aus, sondern recherchieren vor Ort. Dass seine Agentur ihm nahegelegt hat, in einem geschützten „compound“ zu leben, ist ihm gar nicht recht: „Ich würde mich lieber unter die Bevölkerung mischen.“

Welchen Eindruck macht Deutschland, das von der Flüchtlingskrise geschüttelt wird, aktuell auf ihn? Laessing korrigiert zunächst die Bezeichnung „Flüchtlinge“. Seine Agentur spricht von den Ankommenden als „Migranten und Flüchtlingen“, um deutlich zu machen, dass es sich nicht nur um Kriegsflüchtlinge handelt. Viele Syrer hätten schon 2012 die Grenzen zu den Nachbarländern überschritten, waren also erst einmal in Sicherheit. Die Lebensbedingungen in den Lagern im Libanon oder Jordanien haben sich allerdings dramatisch verschlechtert, weil westliche und arabische Staaten die Hilfen gekürzt haben – ein verhängnisvoller Beschluss: „Die Welt hat das Gemetzel in Syrien vier Jahre lang ignoriert.“

Es seien keine armen Menschen, die es nach Deutschland zieht: „Viele Syrer, die jetzt ankommen, entstammen eher der Mittelschicht, die sich die Schlepper leisten können.“ Laessings Frau hat syrische Bekannte, die seit zwei Jahren in Kairo gelebt haben und nun ihre fünf Kinder per Schmuggler nach Deutschland bringen wollen, um ihnen eine bessere Zukunft ermöglichen. Die Familie hatte zwar ihr Haus in Syrien verloren, aber „finanziell und unter Sicherheitsaspekten bestand für sie in Kairo keine Notlage.“

Unrealistische Hoffnungen

Viele Syrer, meint Laessing, haben schon lange mangels Perspektive von einer Auswanderung geträumt. Das Assad-Regime ähnelt der DDR. Wer Karriere beim Staat – eine Privatwirtschaft gibt es kaum – machen wollte, musste mit der Regierungspartei und dem Geheimdienst zusammenarbeiten. Ärzte in Krankenhäusern waren verpflichtet, Regimegegnern die Behandlung zu verweigern und Schussverletzungen sofort zu melden – verwundete Demonstranten wurden regelmäßig vom Krankenbett weg verhaftet. Viele Ärzte sind geflohen, als die Brutalität des Regimes nach dem Aufstand zunahm, haben aber lange das System unterstützt, so Laessing.

In Zeitungen liest man häufig, dass deutsche Firmen hofften, Flüchtlinge als Fachkräfte zu gewinnen. Laessing hält diese Hoffnung für unrealistisch: „Assads Vater hat das Land isoliert und Englisch an Universitäten verboten – selbst Medizin und Ingenieurwissenschaften wurden nur auf Arabisch gelehrt.“ Die Golfstaaten stellen, obwohl sie Millionen Ausländer benötigen, Syrer nur zögerlich ein, weil das Bildungsniveau in technischen Fächern niedrig ist. Flüchtlinge mögen hochmotiviert sein, aber Laessing, der in vier arabischen Ländern Journalisten einstellt hat, hat schlechte Erfahrungen gesammelt: „Einer ägyptischen Hochschulabsolventin musste ich immer wieder den Unterschied zwischen einem Gesetz und einem Gesetzesentwurf erklären.“

Merkel missverstanden

Laessing ist überzeugt: „Die Integration der Syrer oder Afghanen wird nicht leicht.“ Die Leute seien herzlich und dankbar, aber die Erfahrungen, die sie in ihrem Kulturkreis gemacht haben, würden sie kaum über Nacht ablegen. Sie hätten in verrohten „Parallelgesellschaften“ gelebt: hier der Staat, dort die Familie und der Stammesverband. Loyal

sei man in erste Linie der Familie gegenüber. Die Unterdrückung von Frauen oder Andersdenkenden in der arabischen Welt geht nicht nur von den Regierungen aus, sondern ist teilweise auch gesellschaftlicher Konsens. Dazu kommt, dass die Verarmung der Massen dazu geführt hat, dass der „Mainstream“-Islam radikal geworden ist.

Wenn jemand sein Leben lang in einem System gelebt habe, wo Aufstieg nur durch Korruption, Gewalt, politische Loyalität oder Beziehungen möglich ist, wie der sich umstellen sollte auf das liberale Deutschland, fragt sich Laessings ägyptische Frau, die beide Seiten kennt, die arabische und die westliche; sie hält die Umstellung eher für unwahrscheinlich. Dazu, ergänzt Laessing, kommt ein grosses Missverständnis: Merkels Ankündigung, dass alle Syrer aufgenommen würden, werde als persönliche Einladung verstanden – im Orient seien die Menschen sehr gastfreundlich. Die Fernsehbilder von jubelnden Menschen am Münchner Hauptbahnhof würden von Schleppern ausgenutzt, um falsche Erwartungen zu wecken.

Wer interessiert ist, Näheres über Schwarzafrika oder den Nahen Osten zu erfahren, folgt Laessing am besten bei twitter: @UlfLaessing oder per mail ulflaessing@aol.com.

Red.

TERMINE

30. 3. 2016, 19.30 Uhr: Kammermusikabend

7. 4. 2016, 20 Uhr:

„Come fly with me“, Hommage an Frank Sinatra – Benefizkonzert des Lions Club Uhlenhorst zugunsten „Kinder helfen Kindern“

14. 4. 2016, 19.30 Uhr:

Prof. Stefan Kipf, Humboldt-Universität Berlin, „Sprachbildung und Lateinunterricht – Zur integrativen Kraft einer alten Sprache“

24. 5. 2016, 20.00 Uhr:

Benefizkonzert mit Lotto King Karl zugunsten des Umbaus der Aulabühne

8. und 9. 6. 2016, 19.30 Uhr: Sommerkonzerte

8. 7. 2016, 17.00 Uhr: Feier der Abiturjubiläen (25, 50, 60, 65, 70 Jahre)



Paris nach den Attentaten

ZWEI EHEMALIGE ERLEBEN EIN GESCHOCKTES PARIS

Zwei Attentatsserien war Paris im vergangenen Jahr ausgesetzt. Nachdem Islamisten im Januar ein Blutbad in der Redaktion der Satire-Zeitschrift „Charlie Hebdo“ und in einem jüdischen Supermarkt angerichtet hatten, wurde die Stadt am 13. November abermals Ziel terroristischer Angriffe: 130 Menschen wurden getötet, 352 verletzt. Zwei Ehemalige, die schon länger in Paris leben, berichten, wie sie diesen Schreckenstag erlebt haben.

Klaus Rosenkranz (abit. 1951) lebt seit 20 Jahren in Frankreich, zunächst an der Côte d’Azur, in den letzten sieben Jahren in Paris. Er wohnt dort mit seiner Frau, einer Französin, „intra-muros“, also im inneren Stadtgebiet von Paris. Die Wohnung liegt in der Nähe des Bois de Boulogne („eine sehr friedliche, angenehme Wohngegend“). Von den Terrorangriffen vom 13. November, dem „Schwarzen Freitag“, hätten sie nur über die Medien etwas mitbekommen: „Wir waren auf das Fernsehen angewiesen – wie Sie in Deutschland auch.“ Aber natürlich hätten sie genau bemerkt, wie verändert Paris an den folgenden Tagen gewesen sei: „wie gelähmt“, „wie ausgestorben“. Auch wenn das Leben sich anschließend wieder normalisiert habe, man lebe doch ständig im Bewusstsein weiterer Attentate: „Das war nur ein Anfang.“

Rosenkranz erklärt dies mit den arabischen Ghettos rund um Paris, z. B. dem Vorort Saint-Denis, wo der Drahtzieher der Attentate gefasst und getötet worden sei.



Klaus Rosenkranz lebt seit 20 Jahren in Frankreich

Das seien Viertel, in denen staatliche Organe – Polizei, Feuerwehr, Schule – nicht funktionierten. Auch Ärzte wagten sich nicht mehr in diese Viertel, wenn sie gerufen werden, weil sie häufig mit Steinen „begrüßt“ würden. Lehrern würden sogar Prämien gezahlt, um sie dorthin zu locken. Die Jugendlichen, die in diesem „Sumpf“ perspektivlos aufwüchsen, seien „tickende Zeitbomben“.

Mit der Arbeit der Polizei ist Rosenkranz zufrieden; die habe „das ordentlich gemanagt“. Im Gegensatz zu früher sehe man neuerdings an Bahnhöfen und anderen wichtigen Punkten bewaffnetes Militär. Rosenkranz war dabei, als die evangelische deutsche Kirche während des Weihnachtsgottesdienstes von zwei Soldaten „beschützt“ und die Handtaschen der Damen untersucht wurden.



Aushang an einem Rathaus in der Picardie: flüchten, verstecken, alarmieren!

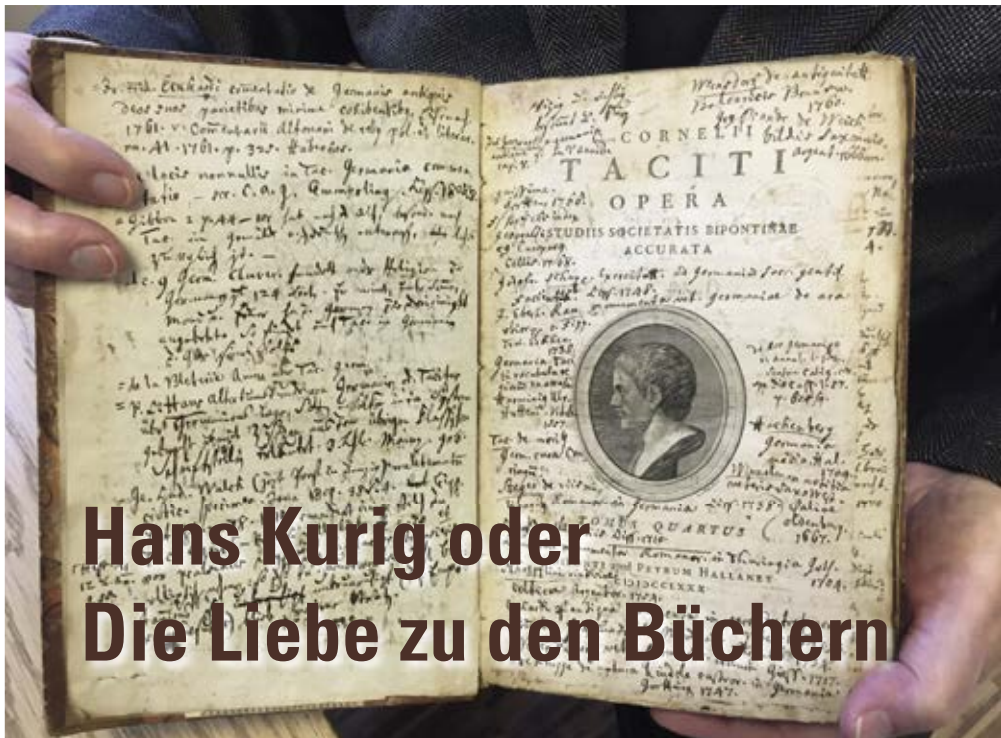
Die Einstellung gegenüber den hier lebenden Muslimen, so Rosenkranz, habe sich geändert. Es würde eine verstärkte Integration gefordert. Gleichzeitig seien die gemäßigten Muslime eher bereit, sich von den radikalen Elementen zu distanzieren und sich zu öffnen: „Im Januar gab es in ganz Frankreich einen Tag der offenen Moschee, wo Tee und Gebäck angeboten wurde.“

Ob Frankreich besondere Erwartungen an Deutschland habe? „Ja. Dass es gemeinsam mit Frankreich in Syrien einmarschiert.“ Aber Rosenkranz glaubt nicht, dass das eine realistische Option ist.

Jan Horst (abit. 1993) ist 2005 mit seiner fünfköpfigen Familie nach Paris gezogen. Das Wochenende des Anschlags verbrachten sie

außerhalb von Paris. Als sie am Sonntag wieder zurückkehrten, spürten sie die „sonderbare Stimmung“ überall. Überrascht hat Horst, wie schnell die Pariser wieder zur „Normalität“ übergegangen seien; außer den Blumenbergen an den Tatorten sei eigentlich nichts mehr zu sehen gewesen. Er erklärt das aus einer „Trotzhaltung“; man wolle seine Gewohnheiten nicht ändern. „Jetzt erst recht!“, sei die Botschaft der Menschen: „Wir lassen uns unsere Lebensweise nicht von Terroristen diktieren.“ Dass Präsident Hollande Stärke zeigt – Luftschläge gegen den I.S., Militär in den Straßen, Ausnahmezustand –, unterscheide Frankreich von Deutschland, wo man sicher weniger martialisch vorgehen würde.

Red.



Hans Kurig oder Die Liebe zu den Büchern

Hans Kurig (praec. Joh. olim) kennt sich wie kein anderer in der Bibliotheca Johannei, vulgo „Hauptbibliothek“, aus. Ob man Fragen hat zu Bibel-Ausgaben, zu einzelnen Klassikern, bestimmten Druckern oder Verlagen, er weiß die Antwort. Kurig war von 1959 bis 1967 Lehrer am Johanneum, was lange her ist; der Bibliothek aber ist er bis heute verbunden geblieben.

Hans Kurig ist Altphilologe. Die alten Sprachen zu pflegen, ist ihm ein geradezu existentielles Bedürfnis. Der Anspruch: Kein Tag soll vergehen, an dem nicht ein lateinischer, griechischer und hebräischer Text gelesen wird. Es ist das Programm des Erasmus: *studio trilinguis*.

Seine zweite Leidenschaft gilt den Büchern: „Die Liebe zu den Büchern, vor allem auch alten und schönen, hat mich mein Leben lang begleitet“. Das ist auch in seinem Privatbereich spürbar. Fast kein Raum in seinem Haus ist frei von Regalen, gefüllt mit bibliophilen Kostbarkeiten. Wenn man ihn begleitet, kann es geschehen, dass er beglückt einen Band vom Bord nimmt und sagt: „Das ist ein Band der Cicero-Ausgabe, die Robertus Stephanus mit dem Drucker Garamond

1533 in Paris herausgegeben hat“, oder: „Das ist die Erstausgabe der Gedichte von Georg Trakl, die 1913 bei Kurt Wolff erschienen ist.“

Retten, was zu retten ist

Kurig's Sammelleidenschaft scheint unspezifisch zu sein: „Man muss nehmen, was kommt“, sagt er – „so ist das eben im Antiquariatsgeschäft“. Andererseits ist er überzeugt, dass sich von einer Bibliothek „auf die seelischen Erregungen und die Entwicklung der Einsichten ihres Besitzers schließen“ lasse. Letztlich sei aber dieser Gegensatz zwischen Marktangebot und persönlichen Vorlieben kein wirklicher Widerspruch. Kurig erinnert sich an Zeiten, als das Leipziger Zentralantiquariat der DDR die bundesdeutschen Antiquariate kistenweise mit Büchern überschwemmt habe, aus dem einzigen Grund, um an Devisen heranzukommen. Ganze Schulbibliotheken – aus den Fürstenschulen Grimma und Meißen beispielsweise – seien geplündert und um ihre jahrhundertealten Bestände gebracht worden. Kurig hatte das Gefühl, zu retten, was zu retten ist, bevor die Bestände gänzlich

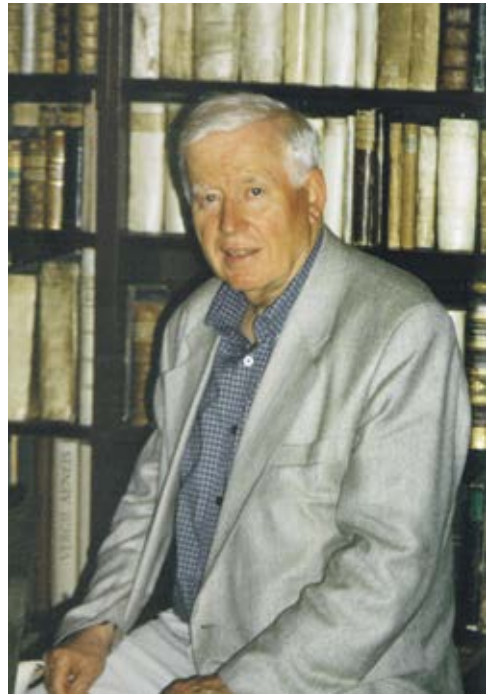
verschwanden. Zu den Glanzstücken seiner damaligen Erwerbungen zählt er ein Exemplar von Johann Augustus Ernestis „Opuscula Oratoria“ aus der Wismarschen Schulbibliothek, das einst Johannes Gurlitt (rect. Joh. 1802–27) besessen hatte. Seitenweise mit handschriftlichen Notizen hat Gurlitt diesen Band versehen. „Ein Hochgenuss“ für einen Bibliophilen, meint Kurig.

Kurig gehörte lange Jahre den Hamburger „Bücherfreunden“ an, einer Gesellschaft für Bibliophile, die es sich zur Aufgabe gemacht hatte, schöne Bücher herauszugeben; zu ihren Gründern gehörten Gustav Schiefler und Aby Warburg. Kurig bedauert, dass es die Bücherfreunde heute nicht mehr gibt. Seine Erklärung: „Für das schöne Buch gibt es heute kein Publikum mehr.“

Hans Kurig ist, auch wenn ihn sein Weg in die Schulbehörde geführt hat, Lehrer geblieben; sein Wissen weiterzugeben ist ihm Lust und Verpflichtung zugleich. Seit Jahren trifft sich in der Hauptbibliothek des Johanneums regelmäßig ein kleiner Kreis Interessierter mit ihm. Von ihrem „Cicerone“ durch die Welt der Bücher geführt, erfahren sie alles Wissenswerte über Folio, Quart und Oktav, über Stempelschneider wie Bodoni und Garamond, über Buchbeschläge und Blinddruck, über Incipit und Kolophon. Das alles gehört zur „Buchkunde“, eine Einrichtung, die es zu Zeiten von Walter Blume (praec. Joh. 1947–77) und Gerd Niemann (praec. Joh. 1957–91) gab und die hier eine Wiederbelebung erfährt.

In Hamburg weht ein anderer Wind

Hans Kurig, 1931 geboren, ist in Köln aufgewachsen. Sein Berufsweg war nicht eben geradlinig. Bevor er sein Herz für die alten Sprachen entdeckte, studierte er Literatur- und Theaterwissenschaften. Als sein Vater verstarb und die finanziellen Mittel knapp wurden, unterbrach er sein Studium, um sich zum Buchhändler ausbilden zu lassen; er stellte aber schnell fest: „Ich wollte lieber Bücher lesen als verkaufen!“ Dass er zur Altphilologie fand, war erstaunlich. Er hatte den mathematisch-naturwissenschaftlichen Zweig des Gymnasiums besucht. Die einzige alte Sprache, die er dort gelernt hatte, war Latein. Auf der Universität war Griechisch



Hans Kurig, Humanist und Bücherfreund

neu zu lernen, außerdem Hebräisch. Ovid zu lesen und Archilochos, sich ihren Gedanken zu nähern, erfüllte ihn mit Freude. Das war jetzt die richtige Fächerwahl: „Hier glaubte ich ein Fundament für meine geistigen Interessen zu finden.“

Als er, im Anschluss an das Studium, fürs Referendariat nach Hamburg kam, spürte er, dass hier ein anderer Wind als in Nordrhein-Westfalen wehte; es habe ein „lockerer Ton“ im dienstlichen Umgang vorgeherrscht, weniger preußisch-autoritär, dafür freier und liberaler. Kurig führt dies auf die hanseatische Tradition und langjährige Führung der Verwaltung durch die SPD zurück.

Behörde soll helfen, nicht stören

Beeindruckt hat ihn Hans Wegner, von 1946 bis 1951 Rector Johannei, danach Oberschulrat. Kurig lernte ihn kennen, als er als Referendar ein halbes Jahr in die Schulbehörde abgeordnet war. Mit dessen Verständnis von Humanismus konnte er viel anfangen: Philologie zu betreiben statt Pathos-Formeln. Dass ihm als Rheinländer Wegners Aperçus lagen, verwundert nicht. „Faulheit ist der Humus des Geistes“ gehört dazu – ein Spruch, der

nicht der Faulheit das Wort reden sollte, sondern sich gegen einen Fleiß richtete, der sich für alles bedenkenlos in Dienst nehmen ließ. Für Lehrer, auf deren Grabstein der Spruch stehen könnte: „Ich kam in die Schule und starb“, habe Wegner nur Bedauern geäußert.

Wegners Art zu führen hat Kurig später selbst als Schulrat übernommen. Seine Devise: Die Behörde muss helfen und nicht stören, auf die Schulen hören und nicht auf die, die nur über sie reden können.

Den Referendardienst leistete Kurig am Wilhelm-Gymnasium und am Johanneum ab. Praeceptor Johannei war er von 1959 bis 1967. Seine Erinnerungen an diese Jahre sind lebhaft. Im Kollegium traf er auf die Gruppe der Kriegsteilnehmer. Sie waren nach der Schulzeit im Arbeitsdienst, in Krieg und Gefangenschaft um ihre Jugend gebracht worden, hätten aber in existentiellen Herausforderungen eine menschliche Reife erworben, die den Umgang mit ihnen lehrreich und sympathisch gemacht habe.

Philologischer Spürsinn

Mit den Kollegen – unter ihnen auch denen für neue Sprachen und mit Interesse für Arabisch und Etruskisch – teilte er die Sensibilität für Sprache. Nachdem die deutsche Sprache unter die Stiefel des NS-Regimes geraten war, seien sie besonders empfindlich für den richtigen Gebrauch der Sprache geworden. Saloppe Sprache war verpönt, Fremdsprachen machten aufmerksam.

Die Bibliothek des Johanneums übte eine große Anziehungskraft aus. Das blieb auch so, als er das Johanneum verließ, um die Leitung des Bondenwald-Gymnasiums zu übernehmen, und später, als er in die Behörde wechselte. In allen Phasen des Dienstes stand die Bibliothek für den wissenschaftlichen Anspruch der gymnasialen Bildung. Es sei für ihn von großem Reiz gewesen, vom einzelnen Buch aus größere Zusammenhänge zu erschließen, Provenienzen aufzudecken und den ehemaligen Besitzern durch ihre Marginalien nachzuspüren.

Zu eigenen Publikationen kam Kurig erst in den siebziger Jahren, als sein Hauptgeschäft die Schulaufsicht war. Es waren Jahre neuer pädagogischer Herausforderungen, veranlasst durch den gesellschaftlichen Umbruch von „1968“. Der Politisierung jener Zeit begegnete er mit Wissenschaft oder, wie er lieber sagt, mit „Philologie“, also sorgfältiger Beachtung dessen, was gesagt und geschrieben wird. Unterdessen waren Johann Heinrich Voß, Friedrich August Wolf, Franz Wolfgang Ullrich und Jacob Bernays, also Wissenschaftler des 18. und 19. Jahrhunderts, Gegenstand seiner Forschungen – und immer wieder Johannes Gurlitt, der Mann der Aufklärung und „restitutor Johannei“, dessen wissenschaftlichem Werk er sich analytisch und biografisch näherte. Die Bibliothek, wie konnte es anders sein, bot ihm dazu reiches Material.

Uwe Reimer

INES DOMEYER, BIBLIOTHEKSLEITERIN UND PRAEC. JOH., ÜBER HANS KURIG:

Hans Kurig ist für mich so etwas wie ein wahrhafter Gelehrter. Es ist ja nicht nur die Sicherheit, mit der er sich in der Welt der alten Sprachen bewegt, sondern auch die Wachheit, mit der er die Gegenwart beobachtet. Das sichere philologische Fundament, auf dem er steht, hilft ihm dabei zu relativieren. Er lässt sich nicht einvernehmen durch Aktuelles, weicht ihm aber auch nicht aus. In Bibliotheksfragen ist er für mich ein idealer Ratgeber, dabei immer vorsichtig-zurückhaltend, gepaart mit feinem, hintergründigem Humor. Kurz, ein „humanus“ – oder sogar ein „humanissimus“.



Keine Max-Nonne-Straße mehr

Er war ein Johanniter mit großer Reputation: der Hamburger Neurologe Max Nonne. Aber seine Verdienste sind überschattet von Äußerungen über die Vernichtung „lebensunwerten“ Lebens. Jetzt wird die nach ihm benannte Max-Nonne-Straße umbenannt.

1879 legte Nonne als primus omnium das Abitur am Johanneum ab; das verschaffte ihm die Ehre, die damals noch lateinische Abschlussrede zu halten. Er studierte Medizin in Heidelberg, Freiburg und Berlin. 1896 übernahm er die Leitung der II. Medizinischen Abteilung im Allgemeinen Krankenhaus Eppendorf. Im Jahr der Universitätsgründung 1919 wurde er zum Professor für Neurologie ernannt. Seine Untersuchungen u.a. zur Neurosyphilis begründeten seinen Ruf als Nestor der Neurologie. Die Deutsche Gesellschaft für Neurologie verleiht alle zwei Jahre die Nonne-Gedenkmünze, „um die Erinnerung an den großen Lehrer Max Nonne wach zu halten.“ In Langenhorn wurde eine Straße nach ihm benannt.

Nonne, der sich selbst als „*almae matris Johannei civis gratus piusque*“ bezeichnete, war dem Johanneum sein Leben lang eng verbunden. Sein Großvater, Friedrich Karl Kraft, hatte die Schule 33 Jahre lang geleitet. In Erinnerung an seinen im letzten Kriegsjahr gefallenen Sohn Hans (abit. Joh. 1917) stiftete Nonne ein Kriegerdenkmal – ein nackter Jüngling mit Stahlhelm und Schwert –, das heute noch an markanter Stelle im Johanneum zu sehen ist. 1954 hielt er, 94-jährig, eine Rede vor den Abiturienten. Ihnen gab er einen „kurzen Rezeptzettel“ mit auf den Weg: „Von der Vergangenheit lernen, für die Gegenwart arbeiten und an die Zukunft glauben.“ Damit verband er die Aufforderung, „mitzuhelfen am Aufbau und Ausbau unseres schwer geprüften Vaterlandes.“

Die Bezirksversammlung Hamburg-Wandsbek hat im vergangenen Jahr beschlossen, die Max-Nonne-Straße umzubenennen. Die historische Forschung hatte herausgefunden, dass Nonne fragwürdige Dinge geschrieben hatte. Er war zwar 1933



Max Nonne (1861–1959)

bereits emeritiert und eine besondere Nähe zum NS-Regime konnte ihm nicht nachgewiesen werden. Aber aus seiner sozialdarwinistisch-eugenischen Haltung machte er kein Hehl. Er stellte 1942 in einem Gutachten, das er auf Veranlassung des NS-Gesundheitssenators verfertigt hatte, fest, dass die Tötung „unheilbar“ psychisch Kranker, mit Nonnes Worten: die „Vernichtung völlig wertloser geistiger Toter“, kein Verbrechen sei, sondern „ein erlaubter, nützlicher Akt.“ An dieser Auffassung hielt er auch nach 1945 fest. Im Gerichtsverfahren gegen zwei Hamburger Ärzte, die in den „Kinderfachabteilungen“ in Rothenburgsort und Langenhorn behinderte Kinder getötet hatten, gab er an, es handele sich um „Fälle, für die ich schon

seit langen Jahren eine Unterbrechung des Lebens gewünscht hatte“. Seine entlastende Stellungnahme sorgte dafür, dass der erste „Kindereuthanasie“-Prozess in Hamburg 1949 mit der Nicht-Eröffnung der Hauptverhandlung endete. Die Hamburger Historikerin Johanna Meyer-Lenz hält Nonne vor, er habe „als Mediziner die Vernichtung sogenannten ‚lebensunwerten Lebens‘ geduldet, befürwortet, propagiert und nach 1945 verteidigt.“ Das mache ihn zu einem „Unterstützer des deutschen Faschismus“.

Die meisten Anwohner der Max-Nonne-Straße sind mit einer Umbenennung einverstanden. Es sind nur wenige Einzelstimmen, die meinen, Nonne habe sich mehr als 40 Jahre lang große Verdienste für die Medizin erworben, da falle seine positive Haltung zur Euthanasie nicht ins Gewicht.

Künftig wird die Max-Nonne-Straße Ursula-de-Boor-Straße heißen. Die Ärztin de Boor war als Mitglied der Weißen Rose im Widerstand gegen die Nationalsozialisten aktiv. Die Anwohner hätten eine geografische Bezeichnung („Am Bornbach“) vorgezogen, konnten sich aber gegen die Bezirkspolitiker nicht durchsetzen.

Red.

Literaturhinweise:

*Hamburgische Biografie, Bd 3, 2006, S. 278ff,
Hochschulalltag im „Dritten Reich“, Bd 3,
1991, S. 1375, Johanneum 17 (1959), S. 13ff,
Johanneum 38 (1959), S. 50f,
außerdem HA vom 10.12.2015*

IMPRESSUM

DAS JOHANNEUM

Zeitschrift des Vereins ehemaliger Schüler der
Gelehrtenschule des Johanneums

Herausgeber:

Dr. Nikolaus Schrader (1. Vorsitzender)

Redaktion: Dr. Uwe Reimer (verantwort.)

Fotos: Hinrich Franck, Gerd Hachmann

Gestaltung:

Landesbetrieb Geoinformation und Vermessung

Adresse:

Verein ehemaliger Schüler
c/o Johanneum, Maria-Louisen-Str. 114,
22301 Hamburg
Tel. 040/4 28 82 70

E-Mail:

Verein: info@ehemalige-johanneum.de

Herausgeber: nikolaus.schrader@de.pwc.com

Redaktion: uwreimer@t-online.de

Homepage:

www.ehemalige-johanneum.de

außerdem:

„Johanneum Hamburg Alumni“ bei www.xing.com

Vereinskonto:

IBAN: DE23200505501282141447

BIC: HASPDEHHXXX

Ganz weit weg

WOLFRAM JUST LEBT BEI DEN „KIWIS“



Ehemalige Johanniter leben zumeist in und um Hamburg, was keine große Überraschung ist. Einige aber hat es ins Ausland verschlagen, vorzugsweise in die Schweiz und in die USA (s. Grafik). Wolfram Just (abit. 1959) toppt sie alle: Er ist der Johanniter, der am weitesten entfernt von seiner alten Schule wohnt: in Neuseeland – das sind fast 20.000 km Luftlinie. Wie ist es dazu gekommen?

Letztlich der Liebe wegen hat Wolfram Just Neuseeland als Lebensmittelpunkt gewählt. Aber ins Ausland hat es ihn schon vorher gezogen. Zum Maschinenbaustudium, nicht eben typisch für Johanniter, deren Lieblingsfächer zumeist Jura, Medizin und BWL sind – zum Maschinenbaustudium also ging Just 1960 in die Schweiz. Dabei sei ihm der Ruf des Johanneums zugute gekommen, der offenbar bis nach Zürich gedrungen war. Die Eidgenössische Technische Hochschule (ETH) habe ihn nämlich ohne die sonst übliche strenge Prüfung aufgenommen. Möglicherweise habe ihm auch Gottfried Semper geholfen, der Architekt der ETH, der Schüler des Johanneums gewesen war. Das scheine die Zulassungskommission gewusst und beeindruckt zu haben. „Auf jeden Fall hatte mir das Johanneum indirekt viel Zeit erspart!“

Stolz ist Just darauf, dass er, außer dem Abschluss an der Eidgenössischen Hochschule, noch den „Master in Business

Administration“ (MBA) an der renommierten Business School INSEAD in Fontainebleau gemacht hat. MBA und ETH, das waren die Grundlagen für späteren beruflichen Erfolg.

Nach dem Studium blieb Just in Zürich, arbeitete beim Maschinenbauer Escher Wyss und wechselte dann zur Unternehmensberatung Egon Zehnder International. Die Schweiz war ihm mittlerweile so sehr zur zweiten Heimat geworden, dass er sich um die Schweizerische Staatsbürgerschaft bewarb: „Damals musste ich notgedrungen meinen deutschen Pass abgeben.“ Für die nächsten zwanzig Jahre, von 1976 bis 1996, war Just in seiner eigenen Firma als selbständiger Unternehmensberater tätig. Länderschließungsprojekte auf Long Island/NY seien echte Herausforderungen gewesen, erinnert er sich.

Mehrfach die Welt umsegelt

Dass er, auf Umwegen, schließlich Neuseeländer wurde, hatte mit seiner Segelleidenschaft zu tun. Sein Traum war immer gewesen, ein eigenes, hochseetüchtiges Segelschiff zu besitzen. Für einen Johanniter war die Namenswahl nicht schwer: „Das Schiff sollte unbedingt einen griechischen Namen haben.“ „Nausikaa“ war im Schweizer Schiffsregister bereits vergeben, aber „Galateia“ war noch frei. Mit Galateia umsegelte

er mehrfach die Welt. Ein Höhepunkt („einmalige Erfahrung“) war die Teilnahme an der „Tall Ships Australia“ 1988, der 200-Jahrfeier der Gründung Australiens. Just durfte als offizieller Vertreter der Schweiz daran teilnehmen.

In Sydney traf er auch seine spätere Frau, eine Neuseeländerin. Das Land, in dem sie lebten, wechselte. Zunächst war für weitere sechs Jahre Zürich der Wohnort, danach acht Jahre Mallorca und schließlich Neuseeland – „mit Rücksicht auf die Familie meiner Frau“.

Der Kontakt mit Deutschland ist bis heute nicht abgebrochen. Zu Klassentreffen seiner alten 13b kommt Just regelmäßig. Seinen beiden Söhnen hat er bei einer Reise nach Hamburg das Johanneum gezeigt: „Ich habe versucht ihnen zu erklären, welche besondere Schule das war und ist.“ Die Qualität der Bildung, die er hier erfahren habe, habe er in Neuseeland vergebens gesucht. Seinen Kindern, die dort auf teuren Privatschulen gewesen sind, habe er spöttisch zugerufen: „Ihr Kulturbanausen!“ Das hätten sie amüsiert akzeptiert.

Dass er die alten Sprachen gelernt habe, sei auch für ihn, den gelernten Techniker, nützlich gewesen. Latein verdanke er, dass es ihm leicht gefallen sei, Französisch, Italienisch, Spanisch und Portugiesisch zu lernen. Auch Griechisch möchte er nicht

missen, auch wenn er davon nicht unmittelbar „profitiert“ habe. Aber immerhin: Wenn er sich Notizen mache, die niemand lesen können soll, dann benutze er griechische Buchstaben.

Just hat auch die sportliche Seite des Johanneums genossen. Im RdJ, dem Ruderclub des Johanneums, hat er über viele Jahre intensiv gerudert. Den Preispokal, den er als „Steuerbordschlagmann“ im Vierer und Achter gewonnen hat, hat er heute noch.

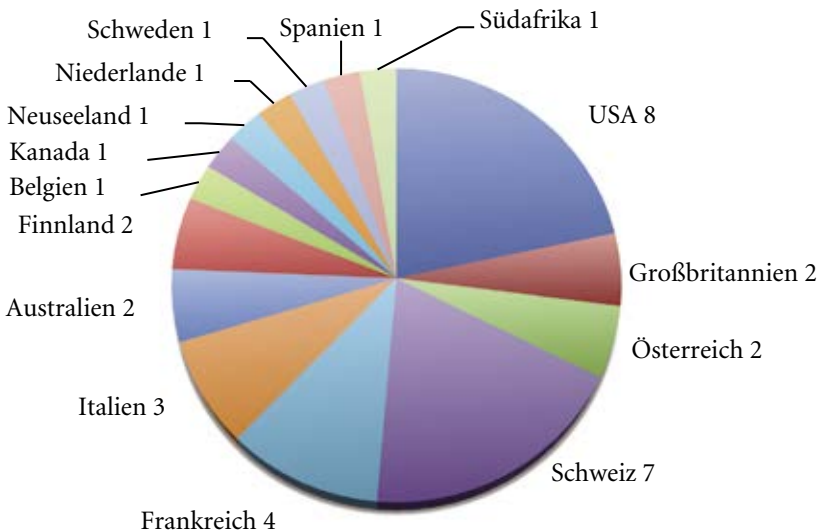
Sein Domizil Neuseeland kann Just den heutigen Johannitern nur wärmstens empfehlen. Das Land ist „landschaftlich extrem schön“, die Lebensphilosophie der „Kiwis“, wie sich die Neuseeländer nennen, („Arbeite nur so viel, dass du ein einfaches, naturnahes Leben führen kannst“) eröffnet tüchtigen, gut ausgebildeten Europäern viele Möglichkeiten: „Während die Kiwis fischen gehen und feiern, können sie sich wirtschaftlich entfalten.“

Red.



Wolfram Just

JOHANNITER IM AUSLAND



Berücksichtigt sind die Johanniter, die Mitglied im Verein sind.

Hubert Aepler, mehr als ein Hausmeister



Anfangs noch im Graukittel: Der junge Hausmeister vor seiner Wohnung

Solange wie er war keiner Hausmeister am Johanneum. 35 Jahre lang, 1963 – 1998, sorgte Hubert Aepler für die Instandhaltung des Gebäudes, für die Reinigung und nicht zuletzt für die Einhaltung der Ordnung – Aufgaben, wie sie nun einmal ein Hausmeister zu erledigen hat. Aber Aepler tat mehr als das.

Woran erinnert sich der 80-jährige heute noch? Der Anfang sei nicht leicht gewesen, er kam als 28-jähriger Schlosser aus der sogenannten freien Wirtschaft in den Öffentlichen Dienst und hatte das Gefühl, ein Stück Freiheit aufzugeben. Die Dienstzeiten – morgens Beginn um 6 Uhr und Ende meist erst gegen 22 Uhr, wegen der „Mitbenutzung“ durch Volkshochschulkurse und Sportvereine –, das sei hart gewesen. Damals habe es ja auch sonnabends noch Unterricht gegeben, er hatte also keine Fünf-Tage-Woche. Und solange keine Zentralheizung installiert war, musste er am Wochenende sogar noch den Heizer vertreten und zentnerweise Koks verfeuern – „wie auf einem kleinen Dampfer“. Freizeit, das Wort kannte er nicht. Aber er habe den Wechsel an die Schule nicht bereut.

Aepler war ein außergewöhnlich aufmerksamer Hausmeister („Mir ist nichts entgangen“), und ein engagierter dazu: „Ich

hab immer viel improvisiert“. Der Aulabrand 1975 etwa mit seinen vielen Folgeschäden durch die Löscharbeiten habe sein Improvisationstalent ganz schön herausgefordert. Auf einen Schlag musste Mobiliar herangeschafft werden, Räume mussten umgenutzt werden: „Wir haben ständig geräumt.“ Es sollte ja schließlich kein Unterricht ausfallen.

Für die Schüler, mit denen er „nie Ärger gehabt“ habe, war er Respektsperson: „Ich musste weder den Kasper spielen noch den bösen Onkel.“ Die Schüler bescheinigten ihm, dass sie sich immer auf ihn verlassen konnten. Wenn schulischerseits versicherungsrechtliche Einwände ins Feld geführt wurden, eröffnete er Freiräume. Der Abstreich war so ein Beispiel. Für die Vorbereitung durften die Abiturienten im Gebäude nächtigen. Er habe „schon mal ein Auge zugedrückt“, wenn die Schüler das Lehrerzimmer zum Hühnerstall umgestalten oder den Innenhof in eine mallorquinische Strandidylle verwandeln wollten.

Liebeskummer? Frau Aepler fragen!

Beliebt war der Kiosk, den seine Frau Margrit in den Pausen betrieb, direkt neben dem Ausgang zum Außenhof. Kekse gab's,



Frau Aepler: hilft mit Rat und Süßigkeiten



Wirkungsstätte: Johanneum in den 60er Jahren

Cola, Gummischnuller und Waffeln – ein Süßwarenladen, wie er heute nur noch schwer denkbar ist, aber von großer Attraktivität. Seine Frau war so etwas wie die „Seele der Schule“, meint Aepler. Damals gab es ja noch keine psychologisch geschulten Beratungslehrerinnen wie heute. Da kamen die Mädchen dann eben zu ihr und holten sich Rat bei häuslichem Ärger oder Liebeskummer.

Zu den Lehrern hatte Aepler ein beinahe kumpelhaftes Verhältnis: „Ich war ja kein Eigenbrötler“ – „ich habe fast alle Lehrer geduzt.“ Bei Elternabenden habe er mit den Lehrern an einem Strang gezogen. „Die Eltern wollten ja nie ein Ende finden, die hätten auch noch bis 24 Uhr diskutiert.“ Er habe dann um 10 vor 10 Uhr erst einmal, um 5 vor 10 Uhr zweimal und um 10 Uhr länger geläutet. Die Lehrer seien ihm dankbar gewesen. „Die wollten ja auch mal nach Hause.“

Verantwortungsbewusst und belastbar

Aepler hat sich nicht nur um das Tagesgeschehen gekümmert: „Ich hab auch langfristig gedacht.“ Was er an Problemen und Chancen sah, hat er in der Schulkonferenz, deren Mitglied er war, vorgetragen. Schulleiter Hans-Friedrich Bornitz schrieb in seiner Beurteilung über ihn: „Er ist stets umsichtig, verantwortungsbewusst und entscheidungsfreudig“, und er war belastbar: „Er hat keinen einzigen Tag wegen Krankheit ausgesetzt.“ Krankheit war, wie er selbst sagt, „ein Fremdwort für mich“.

Hubert Aepler ist der Abschied vom Johanneum schwer gefallen, auch wenn er sich an anstrengenden Tagen nach etwas

mehr Ruhe gesehnt hatte. Er lebt heute in einer Neubauwohnung in Niendorf. Da könne er endlich von oben auf die Menschen gucken, nachdem er 35 Jahre in seiner Kellerwohnung im Johanneum die Menschen mehr von unten gesehen habe. Aepler fährt noch Auto („ganz gut, glaube ich“), hält sich mit Schwimmen fit, hilft seinem Sohn im Schrebergarten, besucht Flohmärkte – ein umtriebiger Rentner eben. Und er taucht immer mal wieder im Johanneum auf („wenn ich was zum Basteln hab“). Im Herzen ist er ein „Johanniter“ geblieben.

Red.



An altbekannter Stelle: Eingang zum Kiosk

Maschinen rücken uns auf den Leib

PÄDAGOGISCHE TECHNIKDISKURSE

Wir leben heute in einer technischen Kultur, in der unsere Beziehungen zur Welt und zu uns selbst in einer umfassenden Weise technisch vermittelt sind. Technik durchdringt unsere Lebenswelt und prägt unsere alltäglichen Praktiken, Wahrnehmungen und Erfahrungen. Gegenwärtig setzen z. B. Mobiltelefone kommunikationsethische Standards, die die Logik unseres Handelns und unserer sozialen Beziehungen verändern: Wer erreichbar sein kann, muss erreichbar sein, wer antworten könnte, muss antworten. Ob technische Innovationen dabei Fortschritt oder Entfremdung bedeuten, was ‚Geräte‘ jeweils mit uns machen und wie wir sie verwenden wollen – das sind Fragen, die in gesellschaftlichen Debatten und Diskursen jeweils ausgehandelt werden müssen. Diese Debatten sind von zentraler pädagogischer Bedeutung, da die Frage nach der Technik vor allem eine Frage nach der Bedeutung der Technik für das menschliche Individuum ist und daher Aspekte von Erziehung und Bildung betrifft.

Julia Kurig zeigt in ihrer Arbeit, wie Pädagogik und Bildungstheorie in der krisenhaften Phase zwischen Weimarer Republik und früher Bundesrepublik versucht haben, die Herausforderungen der technischen Kultur der Moderne zu bewältigen. Denn Geräte und Maschinen sind keine ‚Mittel‘, derer wir uns einfach bedienen könnten, sondern sie konfrontieren und regulieren uns mit Imperativen und Handlungsvorgaben, imitieren uns als Verstandesmaschinen und rücken uns als Biotechnologien immer näher auf den Leib. Insbesondere die humanistische Bildungstheorie, die den Menschen als Subjekt und Zentrum der Welt konstituiert, muss sich daher fragen lassen, ob ihre menschlichen Selbstbeschreibungen im Zeitalter eines entfesselten gesellschaftlichen „Systems von

Geräten“ (Günther Anders) noch aktuell sind.

Technische Systeme setzen längst selbst ihre eigenen Zwecke und entfalten gesellschaftliche Rückwirkungen und ökologische Folgen, die immens sind und menschliche Handlungsmacht zu übersteigen scheinen. Die Studie zeigt, welche Antworten hier bereits im 20. Jahrhundert gefunden wurden, wie man die Herrschaft des Menschen über seine technischen Produkte durch Bildung und Erziehung wiederherzustellen und das Verhältnis zwischen Mensch und Technik jeweils neu zu regulieren versuchte.

Julia Kurig, Bildung für die technische Moderne. Pädagogische Technikdiskurse zwischen den 1920er und 1950er Jahren in Deutschland, Würzburg 2015, 744 Seiten.



Sprung in die Moderne

DIE ERSTE „KUNSTSTRASSE“ IN SCHLESWIG-HOLSTEIN

Mit dem Bau der ersten „Kunststraße“ als eine dem wachsenden Handel und Warenaustausch dienende Verkehrsinfrastruktur zwischen Altona und Kiel in den Jahren 1830 bis 1833 gelang den Herzogtümern Schleswig und Holstein der Sprung in die Moderne.



In mehr als 40 Beiträgen werden die historischen Voraussetzungen sowie Planung und Bau dieser bedeutenden Chaussee erläutert, die wichtigsten Elemente wie Chausseegeld-Einnehmerhäuser, Brücken und Meilensteine, Gasthäuser und Ausspanne, Poststationen sowie Alleebepflanzungen vorgestellt.

Einzelne Elemente der Chaussee sind seit langem im Focus der Denkmalpflege. Die Frage, wie man aber mit einem verkehrstechnischen Kulturdenkmal von fast 100 km Länge insgesamt als Teil unseres baulichen Erbes umgeht, muss derzeit offen bleiben.

Die vorliegende Publikation soll dazu beitragen, dieses Gesamtwerk der Straßenbaukunst zu verstehen.

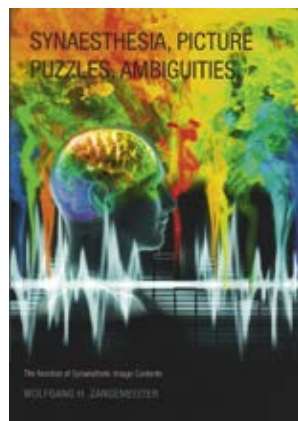
Acht Aufsätze und die Transkription des Abschlussberichtes von 1833 stammen aus der Feder von Burkhard von Hennigs (abit. 1964).

Burkhard von Hennigs, Heinrich Kautzky; Landesamt für Denkmalpflege (Hrsg.), Die Chaussee Altona – Kiel. Die erste Kunststraße in Schleswig-Holstein, Kiel 2015, 312 Seiten (= Beiträge zur Denkmalpflege in Schleswig-Holstein, Band 4)

Synästhesie – Lust oder Leid?

STUDIE ÜBER EIN SPANNENDES PHÄNOMEN

Im Vorwort zu „Synaesthesia, Picture Puzzles, Ambiguities“, dem neuen Buch von Wolfgang H. Zangemeister (abit. 1964), schreibt Prof. Lutz Jäncke, Universität



Zürich: „Synästhesie ist ein bemerkenswertes Phänomen, das Hirnforscher, Psychologen, Künstler und Pädagogen, aber auch das Laienpublikum fasziniert hat und immer noch fasziniert. Künstler unterschiedlicher Fachrichtungen berichten von Synästhesien, die ihre Arbeit beeinflusst haben soll. Manche erheben diese Fähigkeit gar in den Rang einer ungewöhnlichen Begabung, andere scheinen unter Synästhesie zu leiden und empfinden sie als ein lästiges Übel, das nicht nur als unausweichliche Begleiterscheinung bestimmter Wahrnehmungen erscheint, sondern sich gleichsam wie ein Gespenst unangemeldet und störend ins Bewusstsein drängt, etwa so wie ein ungebeter Besucher. Manche gewinnen der Synästhesie Positives ab, etwa für verbesserte Gedächtnisleistungen und erkennen in ihr den Weg zu einem erweiterten Bewusstsein. Andere vermuten, dass die Synästhesie Paradigmen für das Lernen, Gedächtnis, sensorische Integrationsprozesse oder elementare Kommunikationsmuster des menschlichen Gehirns liefern kann. Für was Synästhesie wirklich steht, was es für den Betroffenen und Forscher leisten kann, ist, wie oben bereits erwähnt, vom Standpunkt des Betrachters abhängig.“

Um diesen Standpunkt zu verstehen und gegebenenfalls Perspektiven anderer zu übernehmen, ist ein gleichsam spannendes, lohnendes und mitunter mühsames Unterfangen. Das Buch „Synästhesie und Bilderrätsel“ von Wolfgang H. Zangemeister ist ein gelungenes Werk über Synästhesie, das es dem Leser einfach macht, sich in dieses

spannende Phänomen zu vertiefen. Mir hat es geholfen, einen neuen Standpunkt zu entwickeln.“

Wolfgang H. Zangemeister, Synaesthesia, Picture Puzzles, Ambiguities – The Function of Synaesthetic Image Contents, Books on Demand 2015, 52 Seiten, Sprache: Englisch

Grundeinkommen für jeden?

SKEPSIS ÜBERWIEGT

Zum Thema „bedingungsloses Grundeinkommen“ (BGE) sind in den letzten Jahren zahlreiche Bücher erschienen. In den meisten wird eine ganz entschiedene Haltung vertreten: pro oder contra. Es sind oft geradezu Kampfschriften. Die von Rigmar Osterkamp (abit. 1964) herausgegebene Veröffentlichung verfolgt ein anderes Ziel. Das Grundeinkommen mit seinen Begründungsmöglichkeiten und Konsequenzen wird einer nüchternen Prüfung aus der Perspektive einschlägiger Fachgebiete unterzogen.

Für dieses Vorhaben konnten zwölf Wissenschaftler gewonnen werden, die u.a. in Bayreuth, Basel, Heidelberg, Innsbruck, Istanbul, München die Fachgebiete Philosophie, Politikwissenschaft, Rechtswissenschaft und Ökonomie vertreten. Gemeinsam ist den meisten Autoren, dass sie – sozusagen im Nebenamt – ihre Fächer auch an der Münchener Hochschule für Politik betreuen.

Einige der in den Beiträgen behandelten Themen seien genannt: die geistesgeschichtliche Einordnung des BGE; das BGE im Lichte von Theorien der Gerechtigkeit; die Frage der gesellschaftlichen Nützlichkeit eines BGE; Realisierungen und Modellversuche eines BGE; das BGE im Lichte des deutschen Staats- und Verfassungsrechts; die Frage der Finanzierbarkeit eines BGE.

Alle Autoren haben sich an die vom Herausgeber gesetzte Vorgabe: „sine ira et studio!“ gehalten. Sie wägen Argumente pro und contra ab und beleuchten Vor- und Nachteile eines BGE. Zwei der Autoren kommen



letztlich zu einem eher befürwortenden Ergebnis, während in den anderen Beiträgen die Skepsis überwiegt.

Das vollständige Inhaltsverzeichnis ist auf Anfrage erhältlich: rigmar.osterkamp@gmx.de.

Rigmar Osterkamp (Hg.), Auf dem Prüfstand: Ein bedingungsloses Grundeinkommen für Deutschland?, Baden-Baden 2015, 250 Seiten (= Sonderband 7 der Zeitschrift für Politik)

1950er

abit. 1957 – Günter S. Henrich

Prof. Günter S. Henrich hat eine kritische Ausgabe von Emmanuél/Manólis Limenítis, *To Thanatikón tis Ródu* (Die Pest von Rhodos) aus dem Jahre 1500 veröffentlicht. Das Buch ist 2015 in Thessaloníki (Institutó Neo-ellinikón Spudón, Reihe Paliótera Keímena tis Neoell. Logotechnías 8) erschienen und umfasst 122 Seiten.

1960er

abit. 1960 – Christian Clemens



Prof. Dr. iur. Dipl. Psych. Christian Clemens, 2009 und 2011 Deutscher Senioren-Schach-Meister, qualifizierte sich für die Senioren-Schach-Welt-Meisterschaft.

abit. 1960 – Heinrich W. Kunstmann

Prof. Dr. Heinrich W. Kunstmann feierte am 1. September 2015 sein 40-jähriges Dienstjubiläum als Chefarzt am Bonifatius-Hospital in Lingen/Ems. Von seinen 16 Enkeln wurde im vergangenen Sommer als zweite Marie-Louise am Johanneum eingeschult.



abit. 1962 – Michael Bischoff

Dr. Michael Bischoff (abit. 1962) pflegt ein rasantes Hobby: Er fährt Autorennen – und ist damit sicher Deutschlands schnellster Zahnarzt. 2015 wurde er mit seinem BMW 2002 Deutscher Meister der „Fahrgemeinschaft historischer Rennsport“, die Krönung nach insgesamt vier Klassensiegen in dieser Saison. Das rasante Hobby pflegt der ehemalige Johanniter mit Leidenschaft. Und er treibt Aufwand dafür. Er sei ja „Selbstzahler“, das unterscheide ihn von



Michael Schumacher, der bei Ferrari Millionen kassiert habe. Wenn er seine Ausgaben für Rennwagen in Immobilien umrechnen würde, dann hätte ihn sein Hobby schon „mehrere Einfamilienhäuser gekostet“. Rennen zu fahren hat Bischoff schon als Student gereizt. Anfangs habe er Slalomfahrten auf Flugplätzen geübt und sei dort auch Rennen gefahren. Für die Autos, mit denen er dann später gestartet sei, sei „kein elektronischer Schnickschnack“ erforderlich gewesen. Historische Tourenwagen wie sein BMW 2002 (mit 260 PS „rasend schnell“) hätten etwas Bodenständig-Handwerkliches, da wisse man selbst noch, wie etwas funktioniert. Rennen ist Bischoff europaweit gefahren, am liebsten auf der gefährlichen Nordschleife des Nürburgrings. Seit 2010 frönt Bischoff auch wieder seiner alten Liebe zu offenen Rennsportwagen; 2014 nahm er mit seinem TIGA SC 80 an der englischen Meisterschaft



teil. Rennfahren, so Bischoff, sei kein Kinderspiel: „Man muss sich richtig anstrengen“.

abit. 1964 – Wolfgang Zangemeister

Prof. Wolfgang Zangemeister ist mit seiner Praxis in den Falkenried 88 umgezogen. In seiner Spezialambulanz behandelt der Neurologe Fälle von Schwindel, Seh- und Gleichgewichtsstörungen. Näheres unter: <http://www.schwindel-sprechstunde-hamburg.de/schwindel-seh-und-gleichgewichtsstoerungen/%22>

abit. 1968 – Peter Clemens

Prof. Peter Clemens, als Arzt am Klinikum Schwerin tätig, hat die Zwischenergebnisse einer Studie an kindlichen und erwachsenen Reizdarmsyndrom-Patienten vorgestellt: Bei 400 Patienten fand er in über 90 % eine klare organische Ursache, die er erfolgreich behandelte. Seine Daten weisen darauf hin, dass die Diagnose Reizdarmsyndrom mehrheitlich vorschnell gestellt wird.



1970er

abit. 1970 – Ulrich Gerhardt

Ulrich Gerhardt, seit 1978 Lehrer für Sport und Physik am Johanneum, zunächst als Referendar, ab 1979 als Studienrat, gab im Rahmen des Weihnachtskonzert seine Abschiedsvorstellung mit den von ihm gegründeten „Uli-Gerhardt-Singers“. Viele ehemalige Johanniter, die in früheren Jahren mitgesungen hatten, waren ihrem beliebten Chorleiter zu Ehren mit dabei. Ulrich Gerhardt ist seit dem 1. Februar im Ruhestand.

*abit. 1974 – Frank-Matthias Schaart*

Dr. Schaart, Dermatologe mit Sitz in der Hamburger Innenstadt, hat einen Weg gefunden, Tätowierten, die ihre Tattoos leid sind, dauerhaft zu helfen. Für seine Praxis hat er einen „Pico-Nanosekunden-Laser“ angeschafft, der Erstaunliches leistet: „Dieser Laser ist der einzige, der gleichermaßen extrem kurze und längere Laserimpulse erzeugt und zusätzlich noch mit zwei unterschiedlichen Wellenlängen arbeiten kann.“ Bisherige Lasersysteme konnten zwar blaue und schwarze Tätowierungsfarben entfernen, bei Gelb oder Rot war die Behandlung aber schwierig, und bei einer türkisblauen Tätowierung konnte der Laser-Therapeut nur mit den Schultern zucken. Damit hat es nun ein Ende, der neuen Lasertechnik sei Dank. Schaart: „Die Haut kann so in ihren Ursprungszustand versetzt werden.“ Obwohl Tattoos sozial immer akzeptierter werden, nimmt parallel dazu bei vielen der Wunsch zu, dieses Schönheits-Symbol wieder loszuwerden. Diesen Wunsch zu realisieren kann allerdings kostspielig werden. Laut Schaart ist die Tattoo-Entfernung bis zu zehnmal so teuer wie die Anfertigung der Tätowierung. Näheres unter: <http://docschaart.de/de/die-praxis>



*Halstattoo:
behandlungsbedürftig*

abit. 1974 – Axel Zwingenberger

Boogie-Woogie-Pianist Axel Zwingenberger hat ordentlich Geld in die Hand genommen und 25 denkmalgeschützte Reichsbahn-Wagen der DDR vor der Verschrottung gerettet; zu sehen sind sie auf einem denkmalgeschützten Betriebsgelände in der Lutherstadt Wittenberg. Wie viel Geld er für die Züge ausgegeben hat, will Zwingenberger öffentlich nicht sagen: „Es war genug.“ Demnächst möchte der Eisenbahnenthusiast im alten Regierungszug, mit dem Walter Ulbricht und Erich Honecker durch die Lande fuhren, ein Konzert geben.



1980er

abit. 1980 – Christian Hickl

Christian Hickl gehört zu den Johannitern, die einen etwas anderen als den „üblichen“ Berufsweg eingeschlagen haben. Nach Jahren als „marketing specialist in a global position“ ließ er sich in der Provence nieder, wo er das Hotel „Villa Velloron“ betrieb. 2012 zog es ihn in die USA. In Asheville/North-Carolina führt er jetzt, zusammen mit Frau und Sohn, das „Sweet Biscuit“, ein Bed and Breakfast Inn. Details finden Sie hier: www.sweetbiscuitinn.com.

abit. 1981 – Ralf Nehmzow

Ralf Nehmzow hat, nachdem er über 20 Jahre beim Hamburger Abendblatt tätig war, einen neuen Job. Beim Abendblatt war er zuletzt „Leserbotschafter“, d. h. zentraler Ansprechpartner bei der Kommunikation mit den Lesern. Außerdem hatte er eine Kolumne, in der er bei Alltagsorgen von Lesern half: „Es waren bewegende Sachverhalte, die sie mir anvertrauten. Eine Mutter bekam, als der Leserbotschafter nachhakte, von ihrer Krankenkasse eine vierwöchige Kur mit ihrem Kind bezahlt. Eine 90-jährige Leserin, die 67.000 Euro in ein



Anlagegeschäft investiert hatte, erhielt von ihrem Geldinstitut ihr Geld zurück.“ Am 1. September 2015 übernahm Nehmzow die Leitung der Unternehmenskommunikation bei der Sana Kliniken AG für die Region Nord. In dieser Funktion koordiniert er die interne und externe Kommunikation von 15 Sana-Einrichtungen im Raum Hamburg, Niedersachsen und Schleswig-Holstein.

abit. 1985 – Christian Holle

Christian Holle gibt die Geburt seiner Tochter Rosalie Philippa Helena bekannt. – Holle, von Beruf Immobilienberater, ist Initiator des „Salons der Gegenwart“,



den er 2011 ins Leben gerufen hat: „Wir wollen einen spannenden Querschnitt durch das aktuelle Kulturgeschehen präsentieren.“ Auch 2015 hat Holle wieder Werke von 35 Künstlern in eigens dafür angemieteten Räumen in den Großen Bleichen ausgestellt. Mit dabei waren die Naturbilder von Maglosia Jankowska und Arbeiten der Papierkünstlerin Oskar (!) Rink. Wer Bilder kaufen wollte, konnte das, ohne dass davon Provision abgeht – ein Novum in der Kunstszene, in der der Galerist meist die Hälfte des Verkaufspreises einbehält. Warum Holle sich so für junge Kunst einsetzt? „Ich habe im Leben viel Glück gehabt. Deshalb möchte ich dieser Stadt etwas zurückgeben.“

1990er

abit. 1990 – Marcus Funke

Dr. Marcus Funke, in Frankfurt für Latham & Watkins als Rechtsanwalt tätig, und seine Frau Sabine haben



Zuwachs bekommen: Nicolas Philipp Leander (8. Januar 2016). Es ist ihr vierter Sohn.

abit. 1992 – Claudia Postel

Claudia Postel zeigt in ihrer Galerie im Grindelviertel (Rutschbahn 2) wechselnde Ausstellungen zeitgenössischer Kunst. Ab dem

12. Februar präsentiert sie den jungen Fotografen Eduard Zent mit einer Fotoserie, die das aktuelle Thema Migration aufgreift, im Stil jedoch an niederländische Porträtmalerei des Barock erinnert.



Für Claudia Postel war die Gründung der Galerie die logische Konsequenz aus ihren vorherigen Tätigkeiten – dem Kunstgeschichtsstudium in Hamburg, dem Volontariat im Landesmuseum Schloss Gottorf und der Mitarbeit in verschiedenen Hamburger Galerien: „Die Zusammenarbeit mit Künstlern, Ausstellungenskonzeptionen und die Freude am Entdecken neuer, spannender Positionen kann ich nun in meiner eigenen Galerie umsetzen.“

abit. 1994 – Tina Kleingarn

In Dankbarkeit und mit großer Freude gibt Tina Kleingarn die Geburt Ihres 4.



Kindes, Amalia Solveig, bekannt, die im Kreise ihrer Geschwister sehr fürsorglich aufgenommen wurde.

abit. 1995 – Leif Christian Cropp

Leif Christian Cropp ist mit seiner Familie von Düsseldorf nach Berlin umgezogen, um bei der E.ON-Einheit für dezentrale Energie E.ON Connecting Energies das Deutschland-Geschäft für Energieeffizienz im Bereich Geschäftskunden zu leiten.

abit. 1995 – Oliver von Schweinitz

Oliver von Schweinitz und Janine Stoll haben geheiratet. Er arbeitet als Rechtsanwalt/Steuerberater bei PwC, sie ist Zahnärztin.



abit. 1997 – Christian Bischoff

Dr. Christian Bischoff hat im Dezember 2014 die italienische Juristin Dr. Valentina Biafra geheiratet. Er ist zur Zeit als Urologe am Klinikum Lüneburg tätig.



abit. 1997 – Hinrich Grunwaldt

Hinrich und Berit Grunwaldt zeigen die Geburt ihrer Tochter Hilda Philine an, alle drei z.Z. in London.

abit. 1997 – Camillo von Müller

Camillo von Müller (Abit. 1997) und Barbara Klüßendorf freuen sich gemeinsam mit ihrer Tochter Seraphine über die Geburt ihres Sohnes und Bruders Aurelius Leonard.

abit. 1999 – Christos Petridis

Dr. Christos Petridis wurde 2015 mit 34 Jahren einer der jüngsten gefäßchirurgischen Oberärzte Deutschlands. Im Rahmen der Jahrestagung der European Society for Vascular Surgery (ESVS) hat er außerdem im vergangenen September in Porto (Portugal) die Prüfung zum Fellow of the European Board of Vascular Surgery (FEBVS) bestanden, die deutschlandweit noch nicht sehr viele andere Gefäßchirurgen abgelegt haben.

**2000er***abit. 2000 – Juliane Grunwaldt*

Juliane Grunwaldt und Christoph Sydow haben geheiratet.

abit. 2003 – Christiane Bruhns

Christiane Bruhns (geb. Dittmers) und Sönke Bruhns haben geheiratet.

*abit. 2004 – Catharina Scheele*

Catharina Scheele (geb. Cadmus) hat im Oktober 2015 ihre Promotion zum Dr. rer. nat. an der Fakultät für Biowissenschaften der Universität Heidelberg in Kooperation mit dem Max Planck Institut für Intelligente Systeme abgeschlossen. Am 27. Dezember kam ihre Tochter Helena zur Welt.

abit. 2005 – Christoph Ploß

Bei Christoph Ploß, Verkehrsexperte der Hamburger CDU, lösen die Pläne der Verkehrsbehörde immer wieder Unmut aus, zuletzt der geplante Umbau der Kellinghusenstraße: „Dass der rot-grüne Senat in immer mehr Hauptverkehrsstraßen den Radverkehr direkt auf die Fahrbahn verlagert und dem Auto- und Lkw-Verkehr wichtige Fahrspuren wegnimmt, ist völlig inakzeptabel.“ Auch um die beliebte Metrobuslinie 6 sorgt er sich. Sie könnte möglicherweise durch die geplante U 5 ersetzt werden. Mit seinen Bedenken schaut er weit voraus, denn U-Bahn-Konkurrenz soll die Linie 6 erst Mitte der 2030er Jahre bekommen.

*abit. 2007 – Tobias Hauke*

Tobias Hauke geht für zwei Jahre nach Indien. Der Hockey-Nationalspieler ist für 96.000 Dollar vom indischen Club Dabang Mumbai verpflichtet worden und spielt künftig in der Hockey India League (HIL). „Diese Summe ist absolut gigantisch, das hätte ich so nicht erwartet“, freut sich Hauke.

*abit. 2008 – Sophia Poppensieker*

Sophia Poppensieker hat sich entschieden, sich stark zu machen für Flüchtlinge. „Es geht um Würde“, meint sie. Mit ihrer Popgruppe „Tonbandgerät“ (vgl. Johanneum 2/2015) gab sie im Dezember ein Benefizkonzert „Gemeinsam für Flüchtlinge“ in der Großen Freiheit 36. „Tonbandgerät“ und ihre Gäste verzichteten auf ihre Gagen, und die beteiligten Unternehmen versuchten ihre Kosten so weit wie möglich zu reduzieren, um so den Reingewinn – und damit die Spendensumme – zu erhöhen. Der gesamte Erlös aus dem Konzert ging als Spende an Pro Asyl.

VERSTORBENE EHEMALIGE

abit. 1936

Prof. Dr. Gerd Albers

abit. 1942

Prof. Dr. Jürgen Rohwer

abit. 1944

Prof. Dr. Jürgen Haan

abit. 1945

Max Rudolf Brandis

Horst Völcker

abit. 1952

Dr. Geert Wolfgang Seelig

abit. 1955

Dr. Okko Müller

abit. 1963

Dr. Ernst-Ulrich Krohn

abit. 1969

Dr. Andreas Hinrichs

praec. 1970–1979

Dietrich Budack

praec. 1988–2001

Karin Schiller

